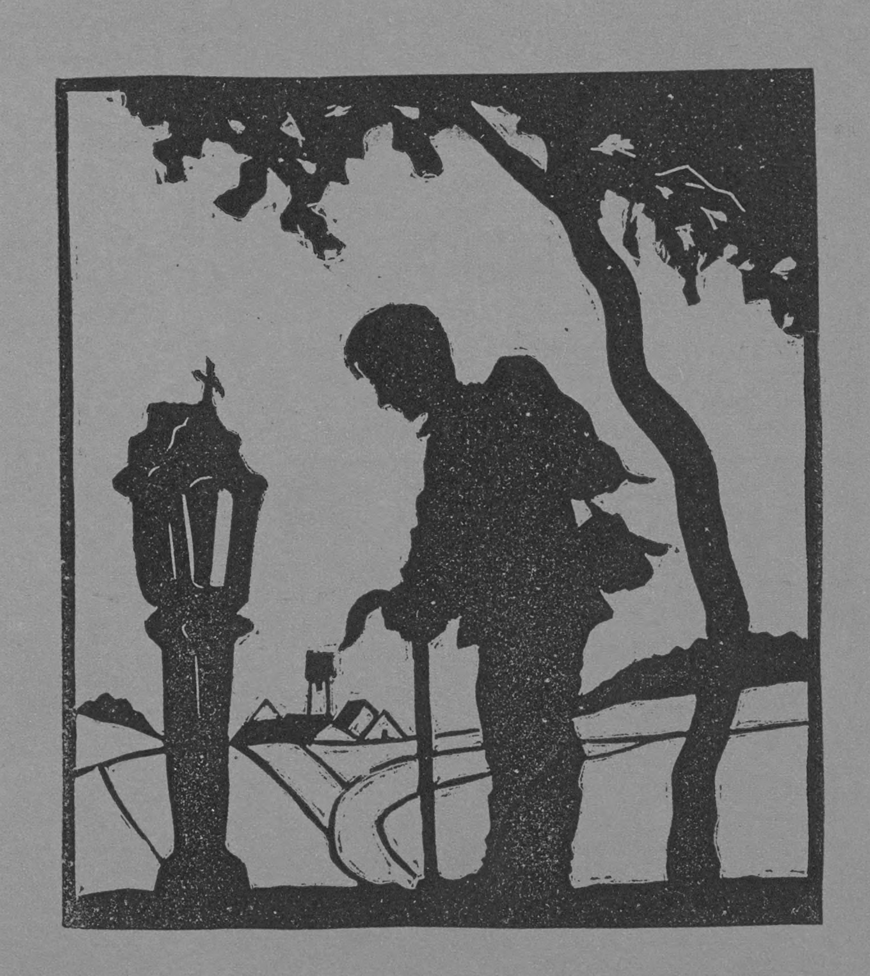
MARIENBOTE



September 1942

INHALT

CONTENTS

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 12 September 1942 10. Jahrgang

Dies und Das

Zwischen Finsternis und Sternenlicht. Ein viertes Kriegsjahr hat begonnen. Unzählige Federn und Schreibmaschinen fegen über weisse Papierbogen und füllen sie aus für die wartende Presse mit Kriegsfrontbetrachtungen, mit Kriegsdaten und Kriegszahlen, mit Abhandlungen über Kriegsschuld und Sühne, über Gewinn und Verlust, über Aussichten, Hoffnungen und Siegeszuversicht.

Auch bei uns arbeitet die Feder. Ihr Weg läuft jedoch andere Richtungen. Und zwar Richtungen, die der Welt fremd geworden sind und an vielen Orten auch verhasst, weil auf ihren Pfaden nicht in dieselben Hörner geblasen wird wie anderswo. Wir schreiben eben nicht viel über das im Mittelpunkt des heutigen Weltinteresses stehende Kriegshandwerk. Wir betonen ganz im Gegenteil immer den Frieden. Und dabei machen wir es stets auch ganz klar, dass wir unter Frieden nicht das verstehen, was kriegserhitzte Staatsmänner und Völker nach gewonnenen Völkerschlachten mit Händen aufbauen, in deren Adern das kampferregte Blut noch kocht und siedet: Wenn wir vom Frieden reden, dann haben wir den weiten Sternenhimmel vor Augen, dessen zahllose Lichter aus Dunkelheit und Nacht wie ein fernes Grüssen anderer, besserer Weltordnungen auf unsere armen Jammertäler herableuchten.

Und dieser Aufblick zu den Sternen ist keine Träumerei. Denn wir meinen ja nicht so sehr die Sterne selbst, wir meinen die Hand, die ihnen Licht und Leuchten gab. Wir denken an die Weisheit über den Sternen, die jene uralte Ordnung erdacht, nach der die Himmelslichter nun schon seit Jahrtausenden ihren Frieden leben, uns zum Zeichen, dass es doch noch so etwas gibt wie Freundlichkeit und ungetrübtes, strahlendes Dasein. Sind auch die Sterne anders wie die Menschen, friedlich, weil sie ohne Herz sind und ohne Verlangen, und deshalb auch nichts von Hass und Wut, von Gier und Leidenschaft kennen: Das alles leugnet nicht hinweg die einfachste aller verstossenen Tatsachen, dass Ruhe und Ordnung überall dort ihre Zelte aufgeschlagen halten, wo keine Hand eingreift in den Lauf der ewigen Gesetze.

Was bei den Sternen die Gesetze der Physik, das sind bei uns Menschen die Gesetze der moralen Ordnung. Jener moralen Ordnung, die auf den Kopf gestellt wurde, als man die Zivilisation der moralen Freiheit, der Habgier, der Selbstsucht und der Ausbeuterei zu bauen begann, deren wir uns heute erfreuen. Wie ungern schaute doch das Zeitalter dieser Zivilisation auf jeden, der von Gewissen, von Ehrlichkeit und von Gottesfurcht sprach. Man rief ihnen zu, nur zwischen den Kirchenmauern zu bleiben und drohte ihnen mit Tod und Verderben, wenn sie es wagen würden, sich in die Geschichten dieser Welt zu mischen.

Hätte das Zeitalter unserer Zivilisation anders gewirtschaftet, hätte es nur ein Viertel oder

auch nur ein Achtel jener Riesensummen, die es heute dem Kriege opfert, in den Dienst der vom verpönten Christentum gepredigten Gerechtigkeit und Liebe gestellt; hätte es mit einem anderen Achtel das Wort "Wahrheit" in Schule und Erziehung, in Presse, Theater u. Versammlungsräumen überwacht; hätten Regierungen und Volk halb so energisch Hand in Hand für die Erhaltung der öffentlichen Sittlichkeit gearbeitet, wie sie es heute für den Krieg tun; hätte man im politischen Leben daran gedacht, dass es auch hier für die Grossen und für die Kleinen nicht gut ist, nur auf Vorteile zu schauen, ohne sich viel um die Sauberkeit der Ehre jener zu kümmern, mit denen man zusammenhält und Verträge schliesst: Wir hätten heute ein halbes Paradies auf Erden.

Hiermit ist auch gleich gesagt, wo wir die Kriegsschuld liegen sehen. Es hat keinen Zweck, sich auf den ersten September 1939 zurückzustellen und zu rufen: Der und der hat angefangen. Es hat genau so wenig Sinn, sich auf Versailles zu berufen, oder noch weiter zu gehen, bis in die Sommerwochen von 1914, um von dort aus das erste Glied der Kette jener tragischen Ereignisse zu suchen, an denen unser Jahrhundert verblutet.

Wenn es um die Frage der Kriegsschuld geht, dann dürfen wir unter "Zeit" nicht den Ablauf von Tagen, Wochen und Monaten verstehen, indem wir sagen, an diesem oder jenem Tage hat der und der das blutige Schicksal ins Rollen gebracht: Unter Zeit ist hier die Art der Epoche zu betrachten, die Zeit des Materialismus, die Zeit der Gott und der Gewissenslosigkeit, der Geld- und der Vergnügungssucht.

Dieser Zeit war die Wahrheit gar wohlfeil. Hiess es doch im Kleinen genau so wie im Grossen, ganz gleich, ob man mit seinem lieben Nächsten verhandelte oder mit Nationen, dass der Sinn alles Redens der Vorteil ist. Und da nicht alle Vorteile, die man sich erhandelt, durch die Wahrheit hätten erreicht werden können, deshalb kam die Lüge ans Werk. Und mit ihr der Hass. Denn wie zur Wahrheit die Liebe gehört, so geht mit der Liebe der Hass.

Wie gross dieser Hass war, der Hass der Belogenen und der Betrogenen, wie dieser Hass noch aufgepeitscht wurde durch die Propaganda von Leuten, die nach den Grundsätzen eines gewissenlosen Mehlhandels mit Völkern und Nationen umgingen, ist bekannt. Und bekannt ist auch, welchen Hass man heute erntet, wenn man seine Feder derartige Kriegsbetrachtungen schreiben lässt.

Wir wollen aber mit diesen Betrachtungen nicht mehr weiter gehen. Ueber alle Finsternis des Hasses versuchen wir uns zu stellen, den Blick hinaufgerichtet zu den Sternen. Eigenartig, dass die modernen Menschen uns deswegen den Namen "Träumer" geben. Gerade unser Zeitalter, das sich als "eisernes Zeitalter" brüstet, sollte es doch mit den Sternen halten. Denn wo gäbe es wohl eisernere Gesetzmässigkeit, eisernere Zucht und Straffheit als dort oben in den Welten der Himmelskörper? Aber es ist halt so, dass die "starken" Menschen unserer Tage doch nicht so eisern sind als sie vorgeben. Eisern sind doch eigentlich nur jene, deren Sinnen und Handeln auf einer felsenfesten Ueberzeugung stehen. Und zwar so felsenfest, dass sie ohne Rücksicht auf Vorteil und Verderb beim 'ja' bleiben, wenn sie einmal 'ja' gesagt haben zu einer unumstossbaren Wahrheit. Die unumstossbare Wahrheit, dass ist jedoch immer wieder der wunde Punkt. Wo man sie aufgibt, da kommt es vor, dass man Namen und Gesichter mit Heiligenscheine umgibt, von dene man noch gestern mit grösster sittlicher Entrüstung sprach.

Dieser Wahrheit wegen halten wir unseren Blick auf die Sterne gerichtet. Eine Feuerschrift sind sie uns in der geoffenbart ist die Lösung der bitteren Fragen nach Ordnung, nach Gerechtigkeit und Frieden. Wo man eisern wird wie die Gesetze der Welt der Sterne, eisernd mit hohen Gedanken, mit starker Willenskraft und glühendem Fühlen an den Gesetzen der ewigen Wahrheit festhaltend, da wächst der Mensch von Charakterkraft. Und da schaffen dann Charaktere Ordnung und Frieden, die genau so dauernd sind, wie eben diese Charaktere, die da bauen und gehorchen, die zu leben und zu opfern verstehen.

Bekannte Staatsmänner unserer Tage haben das ausgesprochen. Sie haben das Verderben gekennzeichnet, in dem wir leben. Und sie haben es ihren Völkern klar gemacht, dass dieses Verderben nicht aufzuhalten ist ohne Rückkehr zur Weltauffassung des Christentums. Wir freuen uns dieser Worte. Ihnen folgen wohl auch bald die Taten.

An unsere Leser. Im Laufe dieses Monats begeht unser Marienbote seinen zehnten Geburtstag. Wir haben im Sinn, aus Anlass dieses Jahrestages eine kleine Festschrift herauszugeben, in der die Leser durch Wort und Bild den Lebenslauf des Boten kennen lernen sollen. Die Oktobernummer soll diesem Zwecke dienen. Es erhält also jeder unserer Leser nächsten Monat eine besonders schöne und interessante Marienbotennummer. Es könnte geschehen, dass das Oktoberblatt eine Woche später erscheint wie gewöhnlich. Es möge darum niemand ungeduldig werden. Es ist eben sehr viel Arbeit mit ihrer Herausgabe verbunden. Und die Auslagen sind auch nicht klein. Da muss jeder Cent gut berechnet werden. Denn es wünscht doch niemand, dass unser Marienbote gerade an seinem Geburtstag ins Loch geht.

Wir hätten hier eine kleine Bitte an unsere Leser. Gewöhnlich macht man dem Geburtstagskind Geschenke und erwartet von ihm höchstens

eine Einladung zu einem schönen, angenehmen Abend. Der Marienbote kann nicht alle seine Leser einladen. Er wird aber zu ihnen kommen in schönster Festtagsaufmachung. Dafür erwartet er aber von seinen Lesern als Geburtstagsgeschenk etwas Unterstützung. Wenn jeder, der den Marienboten bezieht, ein paar neue Leser werben könnte, dann wäre wieder einmal ein grosser Fortschritt in der Geschichte unseres Blattes erreicht. Wir selbst haben voriges Jahr den Marienboten auf eigene Kosten vergrössert. Und wir haben im Sinne, ihm noch ein paar Seiten zuzugeben. Aber, wie es einmal ist: Wo es sich ums Geld handelt, da sind einem jeden Werke Grenzen gesetzt. Nur die Mithilfe der Leser kann diese Grenzen öffnen. Wer für die Verbreitung seines Blattes arbeitet, der arbeitet ja doch immer für sein eigenes Wohl. Denn je mehr zahlende Leser, umso mehr Geld erhält die Presse. Und je mehr Geld ihr zukommt, umso besser kann sie das Blatt ausgestalten, das sie ihren Lesern in die Hand gibt.

Es ist unseren Lesern doch wohl klar, dass die katholische Presse kein business im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Ihr Ziel ist nicht der Verdienst, ihr geht es um die Verbreitung der Wahrheit, des Guten und des Edlen. Ihr geht es um die Erhaltung der christlichen Gesinnung unter den Menschen und Völkern. Wenn sie das tun will, dann muss sie kämpfen. Kämpfen nicht nur mit Worten, Aufklärungen, Warnungen und Mut, sie muss auch kämpfen um den allmächtigen Dollar. Denn von ihm hängt es ja doch ab, ob man sein katholisches Wort in die Oeffentlichkeit — wohin es ohne Zweifel gehört — bringen kann oder nicht. Ist das katholische Wort aber katholische Allgemeinsache, dann ist es auch wohl klar, dass die katholische Allgemeinheit diese Kämpfe um den Dollar zur Verbreitung katholischer Gesinnung nicht nur denen überlassen darf, die ihr Leben und ihre Kraft dieser Arbeit widmen. Ist es da noch zuviel verlangt, wenn man seine Leser um Mithilfe in der Werbung neuer Bezieher bittet?

Machen wir diesen Herbst einmal Ernst mit der Verbreitung unseres Blattes. Verschiedene unserer Leser haben uns geschrieben, wie sie in der Maistub den Marienboten herbeibrachten und ihren Gästen daraus vorlasen. Andere haben uns gebeten, ihnen so und so viele Marienboten zuzuschicken. Mit denen haben sie sich dann vor die Kirche hingestellt und haben jedem, der an ihnen vorbeiging, einen Boten in die Hand gedrückt mit den Worten: Kannst nachher zu mir kommen, damit ich Deinen Namen in die Leserliste aufnehmen kann. Dreimal ist es in diesem Jahre vorgekommen, dass jemand einen Marienboten im Eisenbahnwagen liegen liess. Katholiken, denen der Marienbote fremd war, haben ihn gefunden, gelesen und bestellt.

Wo der Wille ist, da findet man auch Wege und Mittel, ihn durchzuführen. In unseren Zeiten wirkt am allerbesten die Blitzmethode. Greift nach ihr, liebe Leser. Wenn ihr Marienboten für euren Werbegang braucht, schreibt nur an uns. Wir schicken euch, was ihr braucht. Die Namen der fleissigsten und erfolgreichsten Bewerber werden wir im Marienboten veröffentlichen. Und wir werden sie auch einschreiben in das Buch unserer Wohltäter. Greifen wir also zur Blitzmethode. Und ja nicht nur einen Blitz dreinfahren lassen. Geduld und Ausdauer sind die ersten Bedingungen, die zum Aufbau eines Werkes gehören. Das heisst mit anderen Worten: Nicht nachlassen, wenn man den Marienboten nicht sofort an den Mann bringen kann.

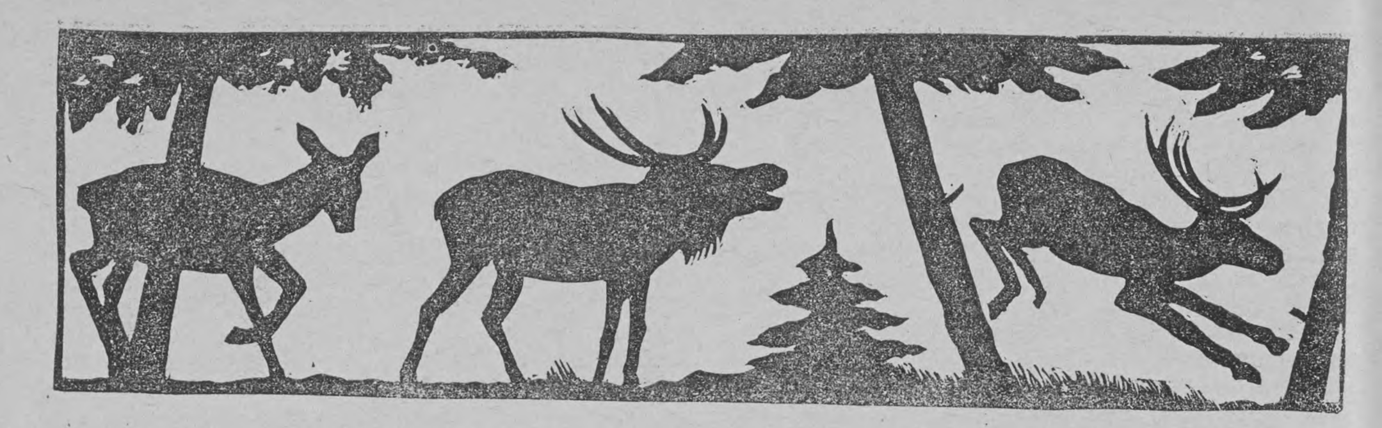
Wir erwarten Deine Mithilfe, lieber Leser. Jeden Tag werden wir Auschau halten nach einem Brief von Dir. Wenn das Werk gelingt, dann wirst Du es sein, der sich freuen wird über geleistete gute Arbeit und über einen noch schöneren und grösseren Marienboten.

An die hochwürdige Geistlichkeit. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch der hochwürdigen Geistlichkeit unseres Landes für alle Mitarbeit und alle Aneiferung danken, die wir im Laufe der vergangenen zehn Jahre in so reichem Masse erfuhren. Da waren nicht nur Oblatenpatres, die unserer Redaktion immer hilfreich zur Seite standen, auch die Benediktinerpatres der St. Peterskolonie, Sask., sowie auch die Vertreter des Weltklerus haben uns ununterbrochen ihre Freundschaft bewiesen. Es war uns immer eine Wohltat, wenn wir besonders von Seiten der Weltgeistlichen hören konnten, wie sehr sie den Marienboten in ihren Gemeinden schätzen und wie klar sie seine Notwendigkeit besonders in den Gemeinden einsehen, die infolge des Priestermangels nicht jeden Sonntag das Wort Gottes in ihrer Muttersprache hören. Oft wurde uns das von Weltpriestern gesagt, die uns hier besuchen kamen oder brieflich mit uns in Verbindung standen.

Möge diese Freundschaft auch weiterhin bestehen. Besonders in Zeiten der Verwirrung und der Finsternis, wie wir sie heute erleben, ist solch eine Freundschaft dem Werke Gottes von allergrösster Notwendigkeit. Wir unsererseits erklären uns gern bereit, der Geistlichkeit mit unserem Blatte auszuhelfen. Auch dann, wenn es um arme Katholiken geht, die den Marienboten zwar nicht zahlen, aber doch lesen möchten. Auch für jeden Hinweis auf Verbesserung oder praktischere Redagierung sind wir immer dankbar.

Zugleich möchten wir aber auch noch die Bitte hinzufügen, uns auch weiterhin helfend beiseite zu stehen. Vom Gemeindepriester hängt ja doch so vieles ab. Dürften wir vielleicht Probehefte zuschicken? Jede Anfrage wird prompt beantwortet. Beten wir und arbeiten wir, auf dass das Werk Gottes wachse und froh gedeihe.

Der Schriftleiter.



Der Schatten

Von M. Stadler

Ein frischer, rosiger Hauch legte sich auf Gerdas Wangen, als sie still lächelnd darüber nachsann, dass sie nun schon ein volles Jahr verheiratet war. Es schien ihr wie ein kurzer sonniger Tag. Lothar Ritthaler war allzeit gütig und liebevoll zu ihr gewesen, kein rauher Ton, geschweige denn ein kränkendes Wort war je über seine Lippen gekommen. Sie sah in ihm die Erfüllung ihres Jugendtraumes.

Nur manchmal zog ein kühles Befremden durch ihre Seele, wenn so ganz plötzlich ohne äussere Veranlassung der eben noch lachende Frohsinn ihres Mannes durch eine ihr rätselhafte schwermütige Stimmung ausgelöscht wurde.

"Schatten" nannte sie diesen trüben, gefürchteten Gast, der immer ungebeten und unerwartet bei ihnen einkehrte und von ihrem Glücke zehren wollte.

Dieser "Schatten" war schon während ihrer Brautzeit nicht selten Freudenstörer gewesen und hatte Gerdas Vater lange davon abgehalten, seine Zustimmung zur Verehelichung seiner Tochter mit dem sonst so geachteten und vornehmen Mann zu geben. Er hielt die seltsame Verstimmung Lothars für Launenhaftigkeit und glaubte seinem Kinde die Gefahren und Unannehmlichkeiten eines solchen Charakterfehlers nicht eindringlich und schwarz genug schildern zu können.

"Und schlimmer noch, wenn Lothar dir etwas zu verbergen hat, das sein Gewissen belastet und dann gerade auf den sonnigen Höhen des Lebensweges drohend das Kreuz der Schuld vor ihm aufrichtet," argwöhnte der besorgte Vater und bestärkte nur damit die Liebe und den vertrauenden Glauben des Mädchens.

"Habe ich erst einmal gelernt, Vater, ihm diesen Trübsinn tragen zu helfen oder den "Schatten" zu durchsonnen, dann wird meine Frauenpflicht ihern ersten grossen Sieg feiern, trau mir's nur zu, deine Tochter wird nicht unterliegen", beruhigte sie ihren Vater und — ihr eigenes Herz.

*

Das erstemal seit ihrer Verheiratung musste Lothar Ritthaler eine längere Reise machen; es war ihm leid, seine Frau allein lassen zu müssen und er beabsichtigte deshalb, seine Mutter bis zu seiner Rückkehr kommen zu lassen. Gerda aber hatte bereits einen anderen Plan geschmiedet: jeden Tag wollte sie eine grössere Wanderung vor die Stadt hinaus unternehmen und so in den umliegenden fremden Ortschaften ein bischen heimisch werden.

Es war ein schöner Wintertag. Die junge Frau schritt frohgemut durch die frische Schneelandschaft. Ihr Blick schweifte über die weissglitzernde stille Weite, als ziemlich nahe ein kleines, verträumtes Dorf auftauchte. Langsam, gerade stieg dünner Rauch aus den Kaminen empor und verriet trauliche Herdfeuer. Die Dächer der niedrigen Hütten schliefen unter der schützenden Schneedecke, alle Türen und Fenster waren fest geschlossen.

Eine leise Sehnsucht nach der Geborgenheit ihres Daheim regte sich in Gerdas Brust, wie sie so ganz allein die menschenleere Dorfstrasse entlang ging. Da rief eine derbe Frauenstimme in das grosse winterliche Schweigen hinein: Lothar.

Erstaunt horchte Gerda auf, der Name entlockte ihr ein erinnerungsfrohes Lächeln. Wer mochte in diesem abgelegenen Flecken den seltenen Namen ihres geliebten Mannes tragen? Sie freute sich unwillkürlich, dass der Gerufene ein hübscher, 5—6jähriger Knabe war, der tapfer einer alten Frau voran durch den Schnee stapfte und an der Strassenkreuzung siegesstolz auf die Nachzüglerin zurückblickte. Es war so recht

ein Kind, das eine Mutter beseligen konnte.

Gerda wurde begierig, wer wohl seine Mutter war. Sie hielt den Knaben an und plauderte ein Weilchen mit ihm, wie sie überhaupt an keinem Kinde mehr achtlos vorübergehen konnte.

Das wunderbare Geheimnis, das unter ihrem Herzen ruhte, ihre Hoffnung, ihre Freude, ihr Gebet! Heisse Tropfen stiegen in ihre dunkelglänzenden Augen, dass auch sie eines Tages so ein Kind werde ihr eigen nennen dürfen, ein Geschenk Gottes, das die Züge ihres geliebten Mannes tragen werde. Um dieser leuchtenden Zukunft willen küsste sie den erstaunten Jungen, der den Namen ihres Mannes trug.

Inzwischen war das alte Weiblein herangekommen. Gerda frug es nach der Mutter des Buben.

"Tot, 5 Jahre schon."

"Und sein Vater?"

Ein hässlicher Fluch war die Antwort und die Alte knirschte etwas zwischen den Zähnen von "armen Teufeln" und "reichen Schurken".

Frau Ritthaler wusste genug über das bedauernswerte, schöne, mutterlose Kind.

Das Erlebnis hatte ihr alle Lust zum Weiterwandern genommen. Sie ging wieder heimwärts, fand aber das Vergessen nicht, das sie suchte, das fremde Schicksal quälte sie.

"Ich will den armen Kleinen morgen wieder aufsuchen, vielleicht kann ich etwas für ihn tun, wer weiss!" Dieser Entschluss beruhigte sie.

Der nächste Tag kam, der nächste Tag ging. Welche Kluft liegt dazwischen! —

Schwere Gedanken über das unschuldige Kind und seine leidgebrochene tote Mutter, ein geheimnisvoller Schauer vor ihrer eigenen Mutterschaft umwoben ihre Seele auf dem Wege zu dem kleinen Lothar, der sie mit seltsamer Gewalt anzog.

Sie war ein wenig enttäuscht, als sie ihn nicht, wie tags zuvor, das enge Gässchen heraufkommen sah. So näherte sie sich der Hütte, die er bewohnte. Sie stand in einem Garten, dessen wildes, schneebeladenes Buschwerk ihn wie eine weissglitzernde Mauer umschloss. Ein helles Kinderlachen verlockte sie, ganz vorsichtig von einigen Zweigen den Schnee abzuschütteln, um nach dem Knaben zu gucken.

Und wirklich entdeckte sie ihn dort, wie er sich abmühte, unförmige Schneeballen fertig zu bringen. Seine Bäckchen glühten vor Eifer, und wenn sein kalter Ballen das Ziel traf, brach er in einen Freudenjubel aus.

Geraume Zeit hatte Gerda schon zugesehen, bevor es ihr auffiel, dass der Spielkamerad des Kleinen ein Mann war, der immer am gleichen Platz halbversteckt hinter einem breitstämmigen Baum stehen blieb.

"Er sieht aus wie ein besserer Herr, vielleicht ist es sein niederträchtiger Vater," stieg eine Vermutung in ihr auf. Ihr Blick verschärfte sich, sie wollte den Mann kennen, der so unverantwortlich gewissenlos an der Mutter seines Kindes gehandelt.

Sie, die liebebeglückte Frau, hätte weinen können vor Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen.

Musste auch der Mann dort, inmitten des harmlosen Spiels mit dem munteren, lieblichen Knäblein vorwurfgequält an die Tote denken? — Gerda wollte fast daran glauben; denn wie auch das Kind plauderte und ihn mit dem lieben Worte "Vater" und daraus gebildeten Kosenamen überhäufte, nicht einmal hatte dieser Vater auch nur einen Ton erwidert.

Plötzlich war auch Klein-Lothar still geworden, die Fröhlichkeit hatte ein Ende. Er folgte einer müden Gebärde des Mannes, zu ihm zu kommen. Gerne liess er sich von ihm auf den Arm nehmen und die Wangen streicheln, immer und immer wieder — er ahnte ja nicht, dass seinetwegen das junge Leben seiner Mutter viel zu früh verblüht und erstorben war.

Noch ehe er aus seinem Versteck hervorging, setzte er das Kind wieder auf den Boden. Gerda wollte davoneilen, ein Blick noch . . . es war — — ihr Mann!

Der Boden schien unter ihren Füssen zu weichen, kalter Schweiss trat auf ihre Stirne, ihr Herz schlug wild, stockte, ihre Glieder waren bleischwer, sie konnte sich kaum von der Stelle bewegen; aber sie musste fort, weg von der Nähe ihres Gatten.

"Nur bis zum Dorfkirchlein, mein Gott, gib mir Kraft", betete sie in ihrer Herzensangst und schleppte sich vorwärts. Ein schwarzer Schleier legte sich über ihre Augen, als sie in einem der abgenützten Kirchenstühle zusammenbrach.

Ob sie eingeschlafen oder in einer Ohnmacht gelegen war, sie wusste es nicht. Die polternden Schritte des halbblinden Küsters, der die knarrenden Stufen der untersten Turmtreppe hinaufstieg, um nach dem Verklingen der elf dumpfen Glockenschläge die "Todesangst des Herrn" zu läuten, hatten ihren Geist wieder zurückgerufen zu dem Gewirr ihrer ratlosen Gedanken. Was tun? Wenn mein stolzer Vater es erfährt? Wie werden die Leute spötteln! Kann ich meinem Mann nochmals gegenübertreten? Wie wird er einen Vorhalt ertragen?

GOTT . . .

Dort, in jenen düstern Fernen
Waltet keine blinde Macht;
Ueber Sonnen, über Sternen
Ist ein Vateraug', das wacht;
Keine finstern Mächte raten
Blutig über unsern Taten;
Sie sind keines Zufalls Spiel.
Nein, ein Gott, ob wir's gleich leugnen,
Führt sie, wenn auch nicht zum eignen,
Immer doch zum guten Ziel.

Grillparzer.

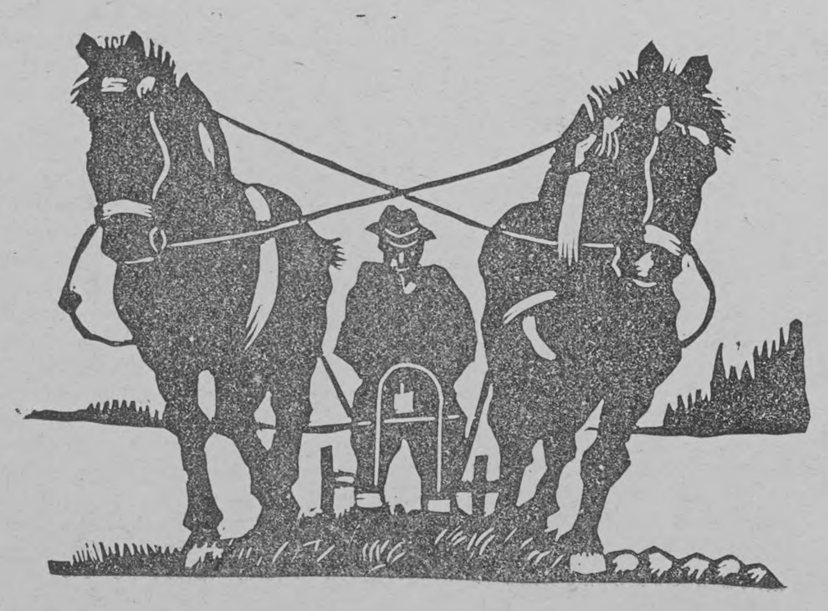
Die letzten Glockentöne waren verhallt, schlürfenden Schrittes kam der Küster aus dem Glockenhaus und, gottlob ohne sie zu sehen, kniete er sich an die Stufen des Altares, wie er es all die vielen Jahre seines Kirchendienstes zu tun pflegte, und betete mit seiner weichen, zitternden Stimme das Freitagsgebet: "Es sind Finsternisse entstanden . . ." Wie im Traume horchte Frau Ritthaler dem frommen Alten zu "mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen . . . aus Liebe zu dir wollen wir dein Kreuz auf uns nehmen und dir nachfolgen . . ." Das von einem felsenfesten Glauben an Gottes Nähe durchdrungene Gebet des Greises zwang sie in ihren Bann, sie musste lauschen und die abgeklärte weltferne Ruhe auf dem Antlitz des Beters, das die unauslöschlichen Spuren eines harten Lebenskampfes trug, taten ihrer aufgewühlten Seele wohl. Ganz versunken in das friedvolle Tun des Küsters: das Aufstecken neuer Kerzen auf die silbernen Leuchter, das Aufgiessen frischen Oels auf das niedergebrannte Flämmchen des Ewigen Lichtes, das Bereitstellen der Altarglöckchen, entwirrten sich allmählich ihre Gedanken und eine Erkentnis kristallisierte sich daraus, nach der sie sich solange schon gesehnt.

"Der Schatten . . . mein Gott . . . nun hast du mir seine Quelle enthüllt; unzählige Male habe ich darum gebetet und nun fällt es mir so unsagbar schwer, es zu ertragen, jetzt, da ich alles weiss. Reue, Gewissensbisse sind es, die Lothar quälen. Er hat es selbst verschuldet." Eine nie gekannte Härte stieg in ihre mHerzen auf. "Wie konnte er solches Unrecht an mir tun, mich zu heiraten und all das zu verschweigen, wie konnte er mich so betrügen! Ist das nicht ein Verbrechen?"

Ueber diesen finsteren Erwägungen hatte sie nicht gemerkt, dass sie längst allein in dem Kirchlein war. Ringsum reglose Stille, die schwarze Gestalt bitterster Vorwürfe hatte ihren Schatten über alles Licht geworfen und drohte im Herzen der jungen Frau die letzten Spuren einer leid- und opferbereiten Liebe und Versöhnung zu zerstören.

"Mir graut vor diesem Erkalten", flehte ihre ringende Seele zum Tabernakel empor. "Geist der Liebe, mach das Herz mir wieder hell und warm, damit es nicht im Frost der Bitterkeit erstarre!"

Lange noch verweilte Gerda in der gottesnahen Einsamkeit, bis sie den Mut fand, ihren Heimweg anzutreten.



Der göttliche Menschenfreund aber liess sie nicht allein ziehen, sie hatte doch um einen heilkräftigen Trank aus dem göttlichen Gnadenbronnen gebetet.

War es nicht ein lichter Bote des Himmels, der mit segnender Hand in jene anderen zarten Saiten ihrer Seele griff, die von Verzeihen und Mitleid widerklangen und ganz heimlich nur von eigenem Leid erbebten?

Langsam schritt Gerda durch die weiten weissen Felder und leise begannen weiche, dicke Flocken zu fallen. An ihrem Herzen klopfte eine heimatlose Wehmut, klopfte wieder und nochmal, wurde zur Sehnsucht nach dem Lebensglück, das ihr Lothar Ritthaler gegeben hatte.

"Vor sechs Jahren", überlegte sie, "Lothar war damals fast noch ein Knabe, konnte er in seiner jugendlichen Unerfahrenheit und Unreife wohl nicht ahnen, welche Schuld er auf sich ladet, wie unglücklich er das geliebte Mädchen macht. Wie muss er innerlich gelitten haben, als er seine Hand, die nicht mehr unschuldig war, zum Treueschwur in die meine legte und mir die Liebe seines Herzens gelobte, die grosse, herrliche Liebe bis zum Grabe — während er eine untergegangene Liebe, gebrochene Treue verschweigen musste! — —"

Noch ehe die junge Frau zu Hause ankam, war ihr Entschluss gefasst: sie wollte das Geheimnis hüten, kein Wort, kein Blick sollte verraten, was sie wusste. Nur eines unterliess sie von diesem Tage an, sie versuchte nie mehr, den "Schatten" zu verscheuchen. Wenn er das Gemüt ihres Mannes umdüsterte, duldete sie schweigend mit ihm, litt mit ihm und betete für ihn.

Vielleicht wird auch für diesen "Schatten" eine Gnadenstunde kommen!

In ihrer eigenen Seele aber war etwas gesprungen, das Ideal ihres Lebens konnte nicht wieder auferstehen und ihr junges zartes Gemüt litt unsäglich un-

ter dieser bitteren Enttäuschung.

Immer näher kam ihre schwere Stunde; sie wird in ihrem Schoss ein zweites Leben oder den Tod bergen. Ahnungsschwer schaute Gerda ihr entgegen, wenn sie des schrecklichen Augenblicks gedachte, da ihr allzu plötzlich eine herbe Wahrheit geoffenbart und die schönste Blüte ihrer jungen Ehe geknickt wurde.

Ganz früh an einem Sonntagmorgen war Gerda mit ihrem Mann zur Kirche gewesen — wohl zum letztenmal, wie sie sagte. Beide hatten sie die heiligen Sakramente empfangen und noch einer Messe beigewohnt. Auf dem Heimweg durch die morgenstillen Strassen wich Lothar keinen Schritt von der Seite seiner Frau und sprach ihr voll Zuversicht von der Zukunft.

Hoffende Freude strahlte aus seinen Augen, als sie beide zusammen am Frühstückstisch sassen. Dann aber plötzlich zog der "Schatten" herauf. Gerda musste ein geheimes Frösteln überwinden und ihr Mitleid, das noch stärker war als die Liebe, suchte, in dieser Stunde mehr denn je, nach einem Weg zu seiner inneren Befreiung, nach Worten, die ihn später, wenn die eisige Hand des Todes sie voneinander trennen sollte, trösten und davon überzeugen könnten, wie sie seinen Kummer mit ihm geteilt und nur nach einem gestrebt habe, ihn davon zu erlösen.

"Lothar", sagte sie mit ihrer gütigsten Stimme, "dass wir uns doch schon lebenslang gekannt hätten, auch schon in unserer frühesten Kindheit!"

"Ach wenn das gewesen wäre, meine Gerda . . . dann . . . wäre ich ein besserer und glücklicherer Mensch", antwortete er langgedehnt und der "Schatten" verfinsterte sich unheimlich.

"So wollen wir nicht reden. Möge Gott uns beiden ein langes Leben schenken; aber wenn nicht —"

Erschrocken blickte Lothar auf sein junges Weib, "Weshalb redest du solches? Gerda, du willst doch nicht sterben? Du, mein geliebtes Weib, hast keinen Grund, an den Tod zu denken, dich habe ich glücklich gemacht."

Schmerzlich zuckte es um seinen Mund. Gerda wusste es, seine Erinnerung ging zurück zu dem Mädchen, für das der Tod ein ersehnter Erlöser aus Elend und Schande war. Die Aermste, auch sie hat ihn geliebt und ihr Heiligstes für ihn geopfert.

"Es ist schon lange, lange her", rang sie eine jäh aufsteigende Eifersucht und weiblichen Stolz nieder; sie ist tot, und er —

Zärtlich legte sie ihren Arm um seine Schultern, indem sie ihren Blick zu Boden senkte. "Wenn ich sterben muss, Lothar, denke nur daran, wie glücklich wir waren zusammen, wie innig wir uns geliebt haben; verbanne alle qualvollen Gedanken und lass dir durch nichts den Glauben rauben, dass ich dich geliebt habe, mehr als alle anderen Menschen der Welt."

Müde lehnte sie ihr Haupt an seine Wangen und als er sie küsste, perlten dicke Tränen herab — Tränen, die ihr stummer Schmerz nicht mehr weinen konnte.

*

Alles ist vorüber — vorbei. Gerda ist Mutter, ach, gewesen; sie wusste nichts davon. Als sie aus einem langen, öden Traum erwachte, erfuhr sie nur, dass ihr der Segen gegeben und wieder genommen worden war.

Drei Tage, erzählten sie ihr, sei das Knäblein neben ihr gelegen, habe an ihrem Herzen geschlafen, bis es der Todesengel geholt habe. Die junge Mutter wusste nichts davon, sie war zehn Tage in wirren Fieberträumen gelegen.

"Dass ich nur einen kurzen Tag, eine Stunde das Bewusstsein erlangt hätte, mein Kindlein wenigstens zu sehen und sein Bild mir ins Gedächtnis zu graben", klagte Gerda in ihrem Mutterleid.

Und tief grämte sich ihr Mann, er hatte ja mit dem Knäblein auch seinen Stammhalter verloren. Der Arzt liess ihn nur selten an das Krankenbett. Gerda war damit zufrieden, sie fühlte in sich noch nicht die Kraft, zu ihrem eigenen Schmerz auch noch den seinen standhaft zu tragen.

Langsam nur ging die Genesung vorwärts, eine schreckliche Angst legte ihr immer wieder Fesseln an. Unzählige Male schon hatte Gerda die Krankenschwester befragt, ob und was sie in ihren Fieberphantasien Wirres geredet. Und erst die Ueberzeugung, ihr Geheimnis gehütet zu haben, war der erste grosse Schritt zu ihrer Gesundung.

Bald durfte sie ausgehen. Ihre Sehnsucht führte sie zu dem kleinen Grabe ihres Kindleins, das einzige, was ihr von dem Traume ihres Mutterglükkes geblieben. Was war es doch für ein heiliges Hoffen, wunderseliges Erwarten gewesen! — Die junge Frau konnte es nicht fassen, dass die Liebe zum Kinde, die Gott in ihrem Herzen wachgerufen hatte, nun hinwelken oder sich in Bitterkeit ver-

Geliebteste! Lasset euch die Feuerprobe, die euch zur Prüfung widerfährt, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, dass ihr mit Christo leidet, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnet. Heilig seid ihr, wenn ihr um des Namens Christi willen geschmähet werdet; denn die Ehre, die Herrlichkeit, die Kraft Gottes und sein Geist ruhet auf euch. Niemand unter euch aber leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Lästerer, oder Lüstling nach fremdem Gute! Leidet er dagegen als Christ, so schmähe er sich nicht; vielmehr preise er Gott in diesem Namen.

Petrus Brief 1, Kap. 4.

wandeln sollte. Sie flüchtete vor diesem Gedanken und ihr Zufluchtsort blieb das liebe Fleckchen Erde im Friedhof.

*

Wieder suchte sie einmal Trost an dem kleinen Grabhügel, da — sie hörte es ganz deutlich — raunte ihr eine ernste Stimme zu : "Einsame Mutter, ist es ein fremdem Kind, das den Namen deines Mannes trägt, um dessentwillen er sich grämt Jahr um Jahr, das Kind, das draussen im Dorfe in schlechter Obhut ohne Mutterliebe heranwächst und kein anderes Glück kennt, als wenn sein Vater zu ihm kommt — ganz heimlich und selten?"

Gerda schauerte in sich zusammen: die Woge eines schweren, verantwortungsvollen Entschlusses umbrandete ihre Seele.

*

Wochen waren vergangen. Frühlingsfroh jubilierten die vielen gefiederten Singerlein, einheimische und eingewanderte, in den knospenden Zweigen und lenzesfrisch entfalteten sich zahllose Blumenkelche in den lebenweckenden Strahlen der Frühlingssonne.

Frau Ritthaler dankte dem Schöpfer für den blühenden, stärkenden Segen, den ihr die Natur spendete auf dem Wege zu der armen Hütte, die dem Kinde ihres Mannes nimmer eine Heimat sein konnte. Sie fühlte ein geheimes Bangen vor der hässlichen, rauhen Alten mit der derben, wüsten Sprache.

Erleichtert atmete sie auf, als sie wider Erwarten von dieser freundlich aufgenommen und als die "Fremde" wiedererkannt wurde, die sich so lebhaft für den Knaben, das Kind ihrer Tochter, wie sie sagte, interessiert hatte.

"Ihre Tochter starb wohl sehr jung?" wagte Frau Richtthaler zu fragen.

"Ein paar Monate nach der Geburt Lothars, sie hat sich zu Tode gegrämt."

Beide schauten auf den Knaben, der am äussersten Ende des Gartens spielte.

"Sieht er seiner Mutter ähnlich? War sie so schön?" forschte Gerda ängstlich weiter.

"Sie war ein hübsches Mädchen; aber der Bub ist ganz wie sein Vater, der ein vornehmer Herr, aus hohem Hause ist. Lothar wäre jedoch besser eines Bauern Sohn, dann hätte er noch eine Mutter und einen Vater, der ihn nicht verleugnet . ."

Mit kreischender Stimme, unbekümmert um die letzte Bitte ihres toten Mädchens, niemand ihr hartes Schicksal zu verraten, rollte das wutentflammte Weib die traurige Vergangenheit auf.

Gerda erbebte vor den scharfen, giftigen Worten, die wie Blitze auf sie niederzuckten, und fast wollte sie es bereuen, das Ungewitter heraufbeschworen zu haben. Doch nein — sie durfte auf halben Wege nicht stehen bleiben, den Mut nicht sinken lassen.

Beim Verlassen des unwirtlichen Häuschens schaute an der offenen Tür ein liebliches Kindergesicht zu ihr auf.

"Lothar, mein kleiner Lothar", redete sie den erstaunten Knaben an, beugte sich zu ihm nieder und küsste ihn — arme tote Mutter verzeih — ihres Mannes wegen . . ."

*

Klar lag nun die Vergangenheit vor ihr. Ihre Seele war so gross und reif geworden, dass sie Vieles, Schwerwiegendes in die Waagschale legte, die Schuld ihres Mannes verringerte: die jugendliche Leidenschaft, die in einem schmucken Bauernmädchen ein Ideal sah; die heimlich geschlossene Ehe, die vor der Wirklichkeit des Alltags nicht bestehen konnte, die Pflichten als Vater, die er nicht einlösen konnte, und besonders die nicht bloss einfache, sondern mehr noch gewöhnliche Herkunft des Mädchens, die bald eine Ernüchterung brachte . . . all das liess Gerda gelten. Und dennoch — Lothar hatte schweres Unrecht begangen, schwerstes dadurch, dass er seine Ehe nicht anerkannt und das Kind nicht gut versorgt hat.

Darüber ist dem Mädchen das Herz gebrochen und der Todesschatten, der auf das junge Leben niedersank, wurde "der Schatten" seines Lebens und lauert mit seinen lichttötenden Flügeln, dass nicht etwa gleissender Schimmer ihn seine Schuld vergessen lässt.

"Die Furcht vor seinem Vater, der mit eiserner Faust herrschte, hat ihn zum Feigling und gemeinen Lügner gemacht", hörte Gerda lange die heisere Stimme der alten Frau nachklingen.

"Und . . . kurz vor dem Tode seines Vaters bin . . . ich in sein Leben getreten und habe ihm den ganzen Reichtum meiner Liebe geschenkt. Sollte dies etwa nicht ein neues Hindernis für ihn gewesen sein, der Wahrheit Zeugnis zu geben?" erwog die junge Frau. "Jetzt aber soll meine starke, treue Liebe ihm der Wegweiser werden aus dem

"Schatten" der Vergangenheit in das lichtvolle Land gesühnter Schuld; ich werde nicht ruhen, bis ich meine Aufgabe erfüllt habe."

Manchen Tag noch rang Frau Gerda mit sich selbst, manche Stunde der Nacht lag sie schlaflos und flehte zu Gott, er möge sie die Gnadenstunde erkennen lassen, die ihr und ihrem Mann zum Heile wäre.

*

Stark verspätet kam Lothar Ritthaler an einem Nachmittag nach Hause. Er entschuldigte sich, einem Freund begegnet zu sein, der ihn so lange zurückhielt. "Er kam eben vom Gericht", erzählte er in abgebrochenen Worten, während der "Schatten" seine Stirne immer mehr verfinsterte; "seine Frau konnte ihm nicht mehr vergessen, dass . . ."

"Die Stunde der Gnade!" mahnte Gerdas Seele, atemlos lauschte sie und harrte des Wortes, das ihr als Anker dienen konnte.

Und es kam . . . ein schlichtes, kleines Wort; sie fing es ein und hauchte ihm die ganze Qual ihres Geheimnisses und ihrer Sehnsucht ein, dass es der Widerhall wurde ihrer geläuterten, leidverklärten Liebe, die alles verstehen und verzeihen konnte.

"Alles . . . alles" . . . Mit brennenden Augen schaute Lothar auf seine Frau.

Was sollte dieser wundersame, heroische Opfergesang, dessen Wohllaut auch in die verborgensten Winkel seines Herzens drang und dort die schrillen Disharmonien und letzten Zweifel übertönte.

Eine jähe Röte übergoss das Gesicht des Mannes, um dann zu einer Totenmaske zu erbleichen; zitternd tastete er nach den Händen, die wie Priesterinnenhände ihm den Kelch der Erlösung reichten.

"Gerda — sage mir — könntest du . . ." laut und stossweise ging sein Atem, "weisst du . . ."

"Lothar, ich weiss alles: deine Schuld, deinen Schmerz. Grösser als beides ist meine Liebe. Sie wird uns das Stückchen Kreuzweg voranschreiten, das wir miteinander zu gehen haben bis zur leuchtenden Höhe erfüllter Pflicht, sie wird der Dornen und Steine nicht achten, noch den Staub fürchten, der sich auf ihren Wanderschuh legt."

Schluchzend barg Lothar seinen Kopf an Gerdas Schultern und schlang seine beiden Arme um ihren Hals. Seine Seele aber trank Trost und Mut aus den Worten, die auf seine nie vernarbte Wunde niederträufelten und Heilung brachten.

Ausgerüstet mit einer Kraft, wie sie nur an den Quellen der Ewigkeit geschöpft wird, überwanden sie zusammen den Spott, die Drohungen und Vorwürfe ihrer Angehörigen und Verwandten.

Nach wenigen schweren Monaten war das "unerhörte Vorhaben" ausgeführt, Gerechtigkeit und Friede im Hause Ritthaler eingekehrt.

Lothar hatte seinen Knaben als legitimes Kind anerkannt und zu sich genommen. Niemand konnte dem schönen, klugen Jungen sein Herz verschliessen, alle — selbst der steinalte Grossonkel—freuten und rühmten sich des würdigen, strammen Stammhalters.

Gerda hat ihr grosses Werk vollbracht, der "Schatten" ist im Lichte untergegangen.

Die junge Frau aber pilgert oft, freilich immer heimlich, zum Friedhof und weint dort die Sehnsucht ihres Mutterherzens aus an dem schmalen Grabe, wo ihr eigenes Kindlein ruht im Schatten einer einsamen Trauerweide.

Mehr wert

Der russische General N. hatte zur Belohnung für seine Verdienste um die Unterdrückung der Polen nach dem Unglücksjahre 1863 bedeutende Kirchengüter im polnischen Kreise Sandomir geschenkt erhalten.

Als er sich im Jahre 1878 zum Krieg gegen die Türken aufmachte, dachte er daran, vor der Abreise noch etwas dem Kaiser Wohlgefälliges zu tun.

Er rief daher seine polnischen Untertanen zusammen und sprach: "Weil ich mich auf längere Zeit von euch trennen muss, so möchte ich jedem von euch noch eine Wohltat erweisen. Bleibet ihr mir treu, so will ich jedem ein Stück Land zum Eigentum geben; saget offen, wie viel ihr wollet."

Die Bewohner der Herrschaft, sämtlich sehr arme Leute, schauten einander und den General mit Verwunderung an, und wagten nicht, mit ihrem Wunsche hervorzutreten; erst als sie zum zweiten Male zur Wahl aufgefordert wurden, erklärten sie, wenn der Herr jedem 30 Morgen gäbe, würden sie sich auf dem Acker ernähren können.

"Ihr sollt sie haben", erwiderte der General; "aber nehmet zuerst für euren katholischen Glauben den russischen an," und als er bemerkte, dass die Leute zurückschreckten, fügte er hinzu: "Ueberleget euch die Sache gut, es handelt sich um euer Wohl."

Nach kurzer Beratung traten die armen Leute mit heiterer Miene wieder vor den General, und der Aelteste von ihnen sprach:

"Eure Hoheit erlauben, dass wir unsere Meinung offen bekennen. Wir haben uns die Sache so gedacht: wenn z. B. jemand mit uns das Pferd tauschen und zu seinem Pferde noch etwas zugeben will, dann ist unser Pferd besser als das seinige. Daher muss auch unser Glaube mehr wert sein, als der Ihrige, da Ew. Hoheit noch 30 Morgen jedem zugeben will, wenn er denselben mit dem russischen zu vertauschen bereit ist."

"Der General war zuerst einem Wutanfalle nahe, dann wurde er nachdenklich.

Und je mehr er sann, desto mehr musste er zugeben, dass die schlichten Leute in ihrem geraden Denken das Richtige gefunden und ihn beschämt hatten.

Die Religion im Krieg

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Das Völkerringen hat wieder einmal die religiöse Frage in den Brennpunkt der Ereignisse gestellt. Die Propaganda beider Lager hat sich ihrer bemächtigt, um daraus Gewinn zu ziehen. Dasselbe ist schon im ersten Weltkrieg der Fall gewesen. Steigerung des Siegeswillens war das Ziel, das man dabei verfolgte. "Dieser Kampf", so hiess es, "ist zuletzt kein Streit um Gebietserweiterung, noch um Märkte oder Rohmaterialien. Er ist ein Ringen um geistig-geistliche Werte. Er ist ein Weltanschauungskampf. Ein Kampf des Rechtes wider schreiende Ungerechtigkeit. Ein Kampf des Himmels gegen die Macht der Hölle."

In denselben Gedankengängen bewegt sich die heutige Propaganda. Jede der beiden Parteien behauptet, sie streite für den wahren Glauben



und die rechte Sittlichkeit; für Gesundheit und Wohlstand der Völker; mit einem Wort, für die wahre Kultur.

Muss man aber solchen Behauptungen nicht mit grosser Vorsicht begegnen? Wer kämpft, streng genommen, für die wahre Kultur? Nur jene, die sich ganz und gar für Christus einsetzen! Ja, die ganze Frage dreht sich um die Stellungnahme zu Seiner Person. Christus oder Baal; totales Christentum oder entwürdigende Barbarei: das ist die Wahl. Diesbezüglich hat und hält aber nur eine Macht der Erde die klare Sicht und den unwandelbaren Standpunkt. Und das ist die katholische Kirche. Bei allen anderen erscheint die religiöse Frage verworrener denn je. Ueberall schreckliche Zersplitterung, wachsende Uneinigkeit, Zerlösung in zahllose Sekten. Die kath. Kirche allein nimmt den Heiland hundertprozentig, erschöpfend und allumfassend. Seine ganze Wahrheit und Seine ganze Sittlichkeit; all Seine Ideale und Gebote; Seine Wunder und Geheimnisse; Seine Persönlichkeit in ihren tiefsten Tiefen. Keine Auslese bei ihr nach modernen Rezepten: "Was dir gefällt, behalte; was dir nicht behagt, lass weg!" Nein, sie verteidigt den Gottmenschen so wie Er ist; ohne Abstrich, unverfälscht und unverstümmelt. Und deshalb mag sie sich rühmen, das einzige Bollwerk der wahren Kultur zu sein. Und deshalb kämpfen auch nur jene Völker um die wahre Menschlichkeit, die mit ihr in Erziehung, Presse und Theater sich und ihre Jugend entscheiden und unzweideutig um den Heiland scharen. Die das Göttliche pflegen in all seinen Formen. Welche Regierung oder welches Volk der Jetztzeit könnte aber solches von sich behaupten!

Die modernen Staaten mit ihren Regierungen nehmen alle eine mehr oder minder feindselige Haltung gegen Christus ein. Alle bekämpfen Ihn, die einen mehr mit offener Gewalt, die anderen mit einer Politik des Totschweigens. Beide sind in ihrem Endergebnis von gleich gefährlicher Tragweite.

In Europa ist es rohe Gewalt. Kein Zweifel, dass Christi Reich dort allenthalben in schweren Aengsten seufzt. Die Bischöfe klagen darüber als Sprachrohre ihrer Kirchensprengel. Pius XI. hat die Ereignisse "mit brennender Sorge" verfolgt. Wenn aber die Kirchenfürsten zusammen mit dem Vatikan solches erklären, kann an den Tatsachen nicht mehr gerüttelt werden. Denn diese Behörden sind äusserst vorsichtig im Abgeben von Erklärungen über Regierungen und deren Kirchenpolitik. Sie müssen es sein; denn zuviel hängt ab von ihrem guten oder schlechten Einvernehmen mit der Staatsgewalt. Es besteht

also kein Zweifel, dass man drüben dem Senfbaum der christl. Religion an die Wurzel geht. Man gräbt ihm das Wasser ab; verwüstet den Boden, aus dem er seine Nahrung zieht. Wie gross der angerichtete Schaden ist, das weiss Gott allein.

Die erste Wirkung einer solchen Politik auf die Verfolgten ist genau so als wenn ein Wolf die Herde scheucht. Die Kinder sehen sich in einem verwirrenden Kreuzfeuer zwischen ihren christl. Eltern und ihren heidnischen Lehrern. Jene winden sich in wahren Todeswehen um die Erziehung und das ewige Heil ihrer Familie. Ueber allen hängt wie ein Schwert die beängstigende Möglichkeit, dass die Religion der Väter mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden könnte. Hat nicht das Staatsungeheuer vor 400 Jahren in England und den nordischen Ländern solches vollbracht? Es ist freilich bisher eine grosse Ausnahme geblieben; aber die Möglichkeit bleibt bestehen. Meistens ist es so gegangen, als wenn ein Hagelsturm durch die Weizenfelder rast. Beim ersten Anblick scheint alles hoffnungslos zerstampft. Aber der Himmel schickt warmfeuchtes Wetter; die zerschlagene Saat fängt sich zu erholen an und im Herbst steht eine mächtige Ernte da.

Wird es so in Europa gehen? Wir hoffen und beten für solch ein Ergebnis. Vorläufig kann man auf jeden Fall sagen, dass bei weitem nicht alles verloren ist. Solche, die in den letzten Jahren drüben gewesen sind, berichten einstimmig über die heldenhafte Selbstverteidigung der Katholiken. Sie berichten von Fronleichnamsprozessionen, die an Beteiligung und äusseren Glanz über jedes Lob erhaben waren. Die Teilnahme an Wallfahrten wurde der Jugend durch Schulzwang unmöglich gemacht. Aber am späten Nachmittag eilten Buben und Mädchen den heimkehrenden Pilgern entgegen: sie nahmen ihnen die Fahnen aus der Hand und trugen sie im Triumph zur Pfarrkirche; dort angelangt, mischten sie bei der Schlusszeremonie ihre Stimmen mit dem gewaltigen Chor der Erwachsenen, den Klängen der Glocken, der Tongewalt der Orgel und der Blasmusik; man meinte fast, die hohen Gewölbe müssten von solch begeistertem Gotteslob berstend herunterbrechen!

Denselben erhabenen Eindruck machten die Jugendfeiern an den sogenannten "Gottsonntagen". Da sammelten sich die Jugendlichen beiderlei Geschlechtes an hl. Stätte um Bischöfe und Seelsorger. Die Kirchenschiffe füllten sich bis auf den letzten Platz. Die Jungens stauten sich im Heiligtum bis hinter den Hochaltar. Nach der Predigt und dem Vorspiel der Orgel begann die erlesene Schaar ihr Kampflied "O Du mein Heiland, hoch und hehr . . ." Und nach jedem der drei Verse steigerte sich der Riesenchor zu einem gewaltigen Treubekenntnis:

"Christus, mein König, Dir allein
schwör' ich die Liebe lilienrein:

und den Kehrreim vollendend, erhoben sie feurig die Hand zum heiligen Schwur:

Bis in den Tod die Treue!"

Da war nichts Gekünsteltes an diesem Schauspiel; nein, das ganze Feuer der Jugend loderte darin. Und das sollte nicht zu frohen Hoffnungen berechtigen? Ja, wir hoffen und beten, dass sich wieder einmal in der Weltgeschichte das Wort des berühmten Tertullian († 202) bewahrheitet: "Das Blut der Martyrer ist der Same neuer Christen."

Was haben wir nun zu erwarten von jenen Ländern, wo Christus nicht direkt angegriffen sondern totgeschwiegen wird? Wo man anderseits im Namen der Freiheit allen zerstörenden Kräften freien Spielraum gewährt; wo jeder Mistkäfer und jeder Schreihals ungestört seinen Schmutz in Wort und Schrift der Oeffentlichkeit aufdrängen kann. Dort steht es schlecht um die wahre Kultur. Gewinnt ja notwendigerweise unter solchen Umständen das Niedrige und Gemeine die Oberhand. Es muss die Oberhand gewinnen, weil es sich der Menschennatur am gewaltsamsten aufdrängt und sich vor allem anderen Gehör erzwingt. Es handelt sich hier um die drei grossen Lastertriebe in der Menschenbrust: Habsucht, Genussucht und Ehrsucht. Die Gier nach Geld, nach dem Fleisch und nach öffentlichem Einfluss.

Im Konzert der menschlichen Kräfte machen sich nun einmal allerlei Stimmen laut. Der Verstand ruft nach unbegrenzter Wahrheit; das Herz seufzt nach endlosem Glück; das Auge dürstet nach vollendeter Schönheit. Es nimmt sich aus wie Taubengurren und Quellenmurmeln vom Paradiese her; wie stilles Heimweh der Seele nach Gott, von dem sie ausgegangen ist. Aber in diese Symphonie mischt sich das Gebrüll wilder Leidenschaften um ihre Nahrung. Aufdringlich, unnachgiebig, Tag für Tag; vom Morgen bis in die Nacht hinein. Sollte es uns wundern, dass sie die Oberhand gewinnen dort, wo man sie nicht wie wilde Tiere hinter Stahlgittern hält? Wo man sie frei herumspringen und sich austoben lässt? Wo man ihr Geschrei nicht dämpft und ihrer Wildheit keinen Zügel anlegt? Ja, sie müssen alles langsam und unwiderstehlich in ihren Bann hineinziehen. Und sobald sie das getan, verläuft alles nach der einfachen Formel: Entchristlichung, Entsittlichung und Entmenschlichung!

Und diese erschrecklichen Dinge sind gerade heut bei vielen Völkern der Gegenwart im vollen Schwung. Die Tierinstinkte in der Menschenbrust haben sich ihnen aufgezwungen und schwingen über sie ihr erbarmungsloses Zepter: in der Wirtschaft und im Schulsystem; in Presse und Theater; in Kinder- und Frauenkleidung; in der Politik und im Vergnügen. Und das Resultat?

Der Aufblick zu Christus ist umnebelt und gehemmt. Der Auftrieb und Aufschrei des Her-

zens nach Ihm wird planmässig erstickt. Seine Religion erscheint verwässert und verdünnt. Von Kultur bleibt nur noch eine Art äuserer Firniss, der die innere Hohlheit und Fäulnis verdeckt. Die Nacht des Zweifels und der Verzweiflung breitet ihre Raubvogelschwingen über das betrogene Volk. Mit ihr geht Hand in Hand eine schreckliche Verblendung, die Hitler und Nietzsche in der Aussenpolitik bekämpft und ihrer Weltanschauung Tür und Tor an den Universitäten öffnet; die gotteslästerlich der eigenen Sünde und Schuld aus dem Wege geht, aber dafür den Heiden Missionare schickt, um sie zu ihrer Gottlosigkeit und Unmoral zu "bekehren".

Offene Verfolgung oder Totschweigen sind die beiden Grundhaltungen der modernen Welt gegenüber dem Gottessohn. Und beide Lager erkühnen sich zu der Behauptung, sie kämpfen um die wahre Kultur! Was denkt der Heiland von so einer Wirtschaft? Er, der durch ewige Zeugung und Geburt vom Vater dessen ewige Macht und Majestät geerbt? Auf dessen Lendengürtel die erhabenen Titel prangen: König der Könige und Herr und Herrscher? Der das Haupt der christlichen Nationen ist und der Eckstein im Weltgebäude?

Er kann mit keiner der beiden Haltungen zufrieden sein. Er kann sich nicht wohl fühlen, wo man Ihm Seine Rechte beschneidet. Wo man Seinen Namen verhöhnt; Sein Kreuzeszeichen aus den Schulen und Gerichtssälen verbannt; Seine Gebote belächelt und Seinen Einfluss untergräbt. Beide Haltungen sind fluchwürdig, beide ein himmelscheiendes Trauerspiel. Es fragt sich nur: welches der beiden ist beleidigender, das System der rohen Gewalt oder das des Totschweigens? Mir scheint das letztere trauriger als der erste. Denn den Verfechtern des ersten ist Christus noch ein Faktor, mit dem man rechnen muss; über den man sich aufregt und entrüstet; den man bekämpfen muss; auf den man Energien verbraucht. Den andern ist Er eine verächtliche Null. Von geringerer Bedeutung als ein Besenstiel in der Ecke oder ein Nagel in der Wand; denn diese Gegenstände haben in den Ländern des Totschweigens keinen Platz in der Schule; der Crucifixus (der Gekreuzigte) ist daraus verbannt. Verstehst Du, was ich meine?

Der Heiland kam nach Golgatha:
Die Feinde wüten und höhnen: "An's Kreuz mit Ihm!"
Von Leiden gerüttelt, vom Fieber geschüttelt
Siecht Er dahin mit qualerfülltem Stöhnen.

Der Herr kam nach Amerika:
Des Lebens Einerlei wird nicht davon gestört,
Man geht an Ihm vorbei!
Kein "Kreuzige" ertönt und kein Hosannareigen;
Allüberall verächtliches Schweigen.
Kein Tröster fern und nah.
Verkannt und ungenannt soll Er, Sein Werk, versinken?
Vom Grauen übermannt schreit Er nach Golgatha . . .

Monatsheilige

Am 3. September ist das Fest des hl. Aigulf. Er gehört der fränkischen Kirche an. Als Abt des Klosters Lerin wurde er 676 von unzufriedenen Klosterbrüdern ermordet. — Am 3. September gedenkt man auch des hl. Degenhard. Er war zuerst Laienbruder im Benediktinerkloster Niederaltaich (Niederbayern) und lebte später längere Zeit vor seinem Tode (1374) als Einsiedler in der Breitenau.

Am 4. September ist das Fest der hl. Ida. Sie war eine fränkische Grafentochter und die Gemahlin des Sachsenherzogs Egbert. Nach dem Tode ihres Gatten und nach der Versorgung ihrer fünf Kinder bezog sie eine Zelle bei der von ihr gestifteten Kirche zu Herzfeld bei Münster. Nach einem Leben der Busse starb sie dort 813. — Am 4. September ist auch das Gedächtnis der hl. Irmgard. Sie entstammte einem Grafengeschlecht im Rheinland. Früh zog sie sich in die Einsamkeit zurück. Später errichtete sie ein Krankenhaus zu Köln und pflegte dort die Kranken. Sie starb am Ende des 11. Jahrhunderts und wurde im Dom zu Köln begraben.

Am 5. September gedenkt man des hl. Bertin. Er stammte aus der Gegend von Konstanz, war aber später Abt eines Klosters in Nordfrankreich. Er starb im Alter von 112 Jahren 709.

Am 6. September ist das Fest des hl. Magnus. Wir treffen ihn zuerst als Diakon des hl. Gallus am Bodensee. Später wirkte er als Missionar in der Gegend des heutigen Kempten. Er verrichtete viele Wundertaten. Nach seinem Tode 655 wurde er besonders im Allgäu viel verehrt. Zahlreiche Legenden über diesen ausserordentlich volkstümlichen Heiligen haben sich bis heute im Volke erhalten.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Der Stuper Andreas, was wellen Stuper Andreas ich sehr gut gekennt hob, von wege weil er zu meine Nachbors zug'hert hot, soller Stuper Andreas also hot net arg viel Respekt bei die Leit in unsrer Gemeinde g'hat. Die Leit hen g'sogt, wie dass er blöd sein tut. Und sie hen ihn auch getriet, wie dass man einen blöden Menschen triete tut in unsre net sehr gude Welt. Ich muss soge, desch der Andreas net so fiess blöd g'west is wie dass die Leit verzählt hobe. Er hot sich uf das Schreibe verstanne und auf uf das Lese. Uf seiner Farm is er grod net der Beschte g'west, vonwege weil er viel liebersch im beerparlour g'huckt hot wie daham. Im beerparlour hot er net viel mit die Unnerhaltung zu schoffe g'hat, vonwege weil er immer busy g'west is zu die stories zu lausche, was die anre Mannsleit verzählt hobe. Und die Mannsleit, solles kann ich eich verrote, die hen ihm viele stories verzählt. Denn sie hen arg gut gewisst, wie desch der Andreas jede story glaube tut.

Und net nur im beerparlour hen ihn die Leit beloge und beschwiendelt. Wenn der Andreas zu einen von seine Nachbors gange is, von wege weil er ein Ross kaufe wollt oder eine Sau oder was mir sonschten noch brauche uf der Farm, dann hen die Leit ihn iemmer beloge und betroge. Wollt der Andreas ein Ross kaufe was net älter sein tut als die Johre vier, dann hot er allemole ein Ross bekomme, was schon ieber die verzehn Johre wor. Und so is es mit allen gange, was er gekauft hot.

Dem Andreas sein Weib, die Magdalena, hot solles net geglieche. Sie hot geschiempft ieber den Andreas und hot ihn Nome gerufe, was wellen Nome ich gornet schreibe kann, vonwege weil sie so schwer zu beholte sein.

Einmol hot der Andreas wieder ein Rind gekauft, was welles Rind er schlachte wollt fier den Wienter. Und wie allemol, so hot er auch in soller Zeit ein Stiek Viech bekomme, was so alt g'west is, desch kein Mensch net mit seine natierliche Zähne, was er im Maul hobe tut, das Fleisch von sollem Rind hot esse kenne. Hot doch die Magdalena soller mole dem guden Andreas zug'setzt! Grad geraucht hot's dem Andreas aus'em Kopf von all die Nome, was die Magdalena ihn g'heisse hot.

Der Andreas is ganz mied worde von seinem Weib sein Schiempfe. Er hot sich grod lege wolle, do is die Magdalena noch eimol uf ihn zug'sprunge und hot g'rufe:

"Schlofe tust jetz net gehe, du Ochs du liedrieger. Ufbleibe tuscht, wo du doch weisst, desch die rote Kuh kalbern soll. Hier tuscht hucke. Und desch du mir alle zehn Minute in die barn gehe und wotsche tust, wie dass die Rote fiehlt."

Und so is denn der Andreas uffgebliebe. Mit ein langes, fiess vergrämtes G'sicht hot er dog'huckt und hot nochgedenkt ieber sein net gudes Lebe. Wie er so g'huckt hot, do uf eimol is ihm eine idea in den Sinn komme, was welle idea arg gut g'west sein muss, vonwege weil sein G'sicht uf eimol hell worde is wie ein Licht. Leis is der Andreas ufgestanne, ganz still is er h'naus zur barn. Und dorten hot er net viel zu die Rote h'nieberg'schaut, ober er is gleich dort hin gange, wo das Stroh gelege hot. Und dorten hinnerm Stroh hot er h'neingegriffe und hot eine Flasche herausg'holt, aus was welle Flasche er sich arg viel Trost zugetrunke hot.

Mit soller Flasche is er nochher zurieckgange ins Haus, hot sich wieder uf'n Stuhl g'huckt, hot nochmols getrunke, is iemmer luschtiger worde und hot's iemmer mehr mit die Fröhlichkeit zu schoffe bekomme.

"Teifeldreitausendstern", hot er sich gedenkt, "desch tut gornet so arg sein, ich kennt grod jede Nocht uf die Kieh wotsche."

So und noch anres hot er sich gedenkt und hot iemmer wieder getrunke. Nochher is ihm ober die Zeit doch lang worde. Aus soller Ursach is er ufg'stanne und is in der Stuben rumgange. Und wie des schon so mit uns Leit is, wenn mir nix net zu orbeite hobe, dann tun mir manchmol rumschaue in der Stuben und ganz besondersch in dene Schränke und Schublode um nochzustudiere, was denne dorten drin is. So hot's auch der Andreas g'mocht. In jede Ecke hot er h'nein-

g'schaut, hot jedes Papier g'lese, was er dorten gefunne hot und alles in die Hand g'nomme, was dorten noch drin wor.

Do uf eimol hot er ganz unnen im Schrank ein Buch gefunne, was welles Buch schon arg verriesse und alt wor.

"Was tut desch denn sein?" hot er sich gedenkt, und hat das Buch ufgeschloge. "Kriminal noch mol, was hen ich denn hier gefunne?" tut der Andreas nach einer Weil rufe, wie er in sollem Buch ein bissel g'lese hot, und is schnell h'nieber gange zum Tisch, um solles Buch ganz gut zu studiere.

"Einen Stecken schneiden, dass man einen damit prügeln kann, wieweit auch selber entfernt ist", tut er lese. Und uf der anre Seit: "Ein altes Pferd unsichtbar am hellen Tag zum Feind schikken, und ein junges zurückbekommen."

"Heigewitterbombenstern, desch is ein Buch. Desch werd ich ober studiere. Und nochher soll mir der George komme und alte Kieh verkaufe, der Lump, der liedrige!"

Und weiter tat der Andreas lese, wie desch man sich unsichtbar moche und wie desch man Geld finne kann und vieles anres noch dazu. Und er hot g'lese, bis desch er eingeschlofe is.

Am anren Morgen hot die Magdalena ihn schlofe funne, mit dem Schnaps und dem Zauberbuch uf'm Tisch. Und do hot's wiedermol ein Heigewitter gebe, ganz anners, wie das der Andreas es sich gedenkt hot. Das Zauberbuch ober hot die Magdalena verbrennt, vonwege weil es eine Siend sein tut, in solles Buch zu lese.

Dem Andreas ober is solles Zauberbuch net aus'm Kopp gange. Eimol, es wor drei Monate später gewest, is er zum Malenger Konrad g'fohre, bei was wellem Konrad er eine Sau gekauft hot. So hot's die Magdalena ihm uffgetroge. Der Konrad hot dem Andreas mit viele Wort bewiese und bezeigt, dass solle Sau net älter sein tut als vierzehn Monat. Der Andreas ober hot solles net geglaubt. G'sogt ober hot er nix net. Er hot sich nur gedenkt:

"Wenn ich nur desch Zauberbuch do hätt. Ich wollt dich schon fixe, du Gauner."

Er hot so gedenkt, und hot die Sau doch gekauft, vonwege weil er net der Mann wor, was spreche kann, wie er denke tut. Wie die Sau gekauft wor, hot der Konrad, der Andreas und die Bube vom Konrad die Sau uf den truck vom Konrad gehobe, und nochher sein der Konrad und der Andreas losgefohre zu den Andreas seine Farm. Unnerwegs ober hot der Andreas iemmer nochgedenkt, wie desch er den Konrad fixe kann. Denn, so hot der Andreas weiter gedenkt, die Sau tut keine vierzehn Monat net sein. Die isch vierzehn Johr, by Golly. Da werd's daham wieder was mit die Magdalena gebe.

Wie er so am Denke wor, da uf eimol is der truck, was ein alter Ford 32 g'west is, gestoppt. Der Konrad hot geprobiert, hot gas gebe, hot den starter gemuft, ober die car is net gange und kein Fluche hot net geholfe.

"Ich werd uf die nächste Farm gehe miesse. Do is was geblockt im engine, und ich hob nix net do, mit was ich das uffixe kann. Bleibt's grod da hucke, Andreas, und tut die car und die Sau wotsche. Ich werd bald zurieck sein."

So hot der Konrad gesproche, und is h'nieber-gelaufe uf die nächste Farm, was die Meile zwei vom highway gelege hot.

Wie der Andreas allein wor, do hot er wieder ieber die Sau gestudiert.

"Wie kann ich solles Viech fier zwanzig, und net fier ferzig Dollar kaufe?" hot er gesonne. Und do is ihm ein Gedanke komme. Schnell hot er sich umg'schaut noch'm Konrad. Und wie er g'sehe hot, dass soller Konrad schon weit fort wor, is er h'nabgesprunge vom truck, is zur fence gelaufe, hot eine two by four losgeriesse, mit was welle two by four er die hinnere Schunke von der Sau arg zu schloge anfing. Das Viech hot gebriellt wie wietieg. Ober der Andreas hot net gestoppt zuzuschloge. Nochher, wie der Konrad zurückkomme is, wor die Sau schon still gewest. Sie hot nur noch geschnauft. Der Andreas ober hot ganz leis bei sich Zauberspriechel gesproche, was welle Zauberspriechel er sich selbsten ufgemocht hot. "Was solles Buch kann, solles kann ich auch", hot er sich gedenkt, und hot iemmer weiter gezaubert.

Wie man nochher am nächschten Tog uf der Farm vom Andreas die Sau geschlochtet hot, do hen alle Leit g'sehe, dass die Schunke von der Sau arg verschloge und grien und rot und blau wore. Und do hot denn die Magdalena die Sach in die Hand g'nomme und hot's so lang getriebe, bis dass der arme Konrad zwelf Dollar zurieckgebe hot. Wietieg is der Konrad g'west, ober zurieckgebe hot er das Geld miesse.

Der Andreas ober hot sich fiess gefreit ieber das Zaubren und hot sich sein mind abgemocht, solle Zauberkunst noch weiter zu studiere.

Am Sunntag druf hot der Andreas und sein Weib zum Klebinger Isidor fohre miesse zur Kindtauf. Viele Leit hot er dorten gemiet, und alle hen sie die Kindtauf arg enjoyed, vonwege weil es viel zu Mairen und viel zu esse und noch mehr zu trinke gab. Am Obend is ober ein fiesser Schauer komme, was weller Schauer die roads so schlimm g'mocht hot, desch der Klebinger Isidor ieber den Andreas gesproche hot:

"Heit tust net mehr hamfohre. Du und dein Weib bleibts uf die Nacht in meinem Haus. Morge hen ihr Zeit g'nug und die roads werde dann besser sein fier eire car."

So sein denn der Andreas und die Magdalena gebliebe. Die Weibsleit hen bis in die spote Nocht h'nein verzählt, und die Mannsleit hen auch verzählt und getrunke. Und sie hen so lange getrunke, bis dass sie nix net mehr stände konnte und die Weiber sie ins Bett geschleppt hobe.

Am anren Morge, wie der Andreas ufgewocht is, hot er arg schlecht gefiehlt. Der Kopf hot gebrummt, im Maul hot er keinen guden G'schmack net g'hat, und die Fiess wore schlapp g'west wie noch niemols net.

"Grod einen Schnaps wenn ich hobe tät," hot der Andreas bei sich gejammret, "grod einen Schnaps, der tät mich uffixe."

Und wie er so gedenkt hot, da is ihm doch das Zaubren eingefolle. Schnell hot er nochgedenkt, was welle wohl die beschte Worte wäre, um sollen Schnaps herzuzaubren. Und wie ihm keine net komme wollte, aus soller Ursach is er bes worde und hot g'rufe: "Schnaps, zum Dunnerwetter, kumm, und moch mich better." Und wie er solles g'sogt hot, do isch er doch so in die Freid komme ieber diese schene Worte, dass er solle Worte wohl hundert mol ieber und ieber gesproche hot. Und wie er sie so gesproche hot, do, wosch is denn desch? Do tut ja eine Flasche uf'm Fenschter stehe, uf was welle Flasche ganz genau geschriebe is: "Scotch".

Wie wietieg is der Andreas aus'm Bett gesprunge, hot die Flasch an sich geriesse, uffgemocht, das Maul ufgesperrt so weit er es verstanne hot, und gluck-gluck-gluck-gluck, ging's hinunner in sein Bauch. Beim vierten Gluck ober ging's pschuuuu — der Andreas fing an zu spucke und alles auszublose, was er getrunke, is rot und blau worde im G'sicht und konnt kein Schnaufer net mehr kriege. Wie ober der erschte Schnaufer komme is, hot er gebriellt wie ein Ochs so laut:

"Alte! Magdalena! Alte! kumm, und spuck mir ins Maul, ich hob coal oil g'soffe!"

Uf solles Kreische sein alle Leit, was im Haus wore, gesprunge komme, die Magdalena hot schon Wasser mit sich g'hat, was welles Wasser sie dem Andreas ins Maul gosse hot, dem Isidor sein Weib hot nach Milch geschriee und solle Milch auch h'neingegosse in dem Andreas sein Maul, ober alles desch hot net geholfe. Wie ein Sack is er umgefolle und hot nix net mehr gewiesst von unsre schene Welt.

Ein poor Täg is er nochher krank g'west. Die Magdalena hot ihn ober net lang krank sein g'losse. Die hot ihm die Wohrheit verzählt. Und weil der Andreas es net hot stände kenne, im Bett liege und alles anhere, was die Magdalena ihn ieberschiempft hot, aus soller Ursach is er bald ufgestanne und hot sich an die Orbeit g'macht. Mit das Zaubren hot er ober nix net mehr zu schoffe hobe wolle. Desch hot er uffgebe fier alle Zeit.

Solle Geschicht hob ich eich heit verzählt, liebe Leser und Leserinnen, und ich denk, desch ihr sie gleiche tut. Wenn's ihr eimol Zaubren wollt, dann kennt's ihr ja versuche. Ich tu's net.

Mit solle Werter griesst eich

Der Schusterseppel.

Das schwarze Brot

Im Herbste des Jahres 1812, als Napoleon seinen verhängnisvollen Feldzug nach Russland antrat, kam eine Kompagnie des 42. französischen Infanterie-Regimentes in ein kleines polnisches Dörflein ins Quartier. Der Wirt bot alles auf, um seine ungebetenen Gäste zufriedenzustellen; nur fehlte es an weissem Brote. Die gemeinen Soldaten waren auch mit dem schwarzen Brote zufrieden und murrten nicht. Doch ihr Anführer, ein junger, unerfahrener und aufgeblasener Mensch, wollte sich durchaus nicht damit begnügen.

"Weisses Brot — oder ich sende dich in Abrahams Schoss!" rief er mit zorniger Stimme und warf das Brot auf den Boden.

Endlich gelang es dem Wirt, von einem ein Stück weissen Brotes zu erhalten. Das schwarze aber nahm er und sperrte es in einen Wandschrank.

Der junge Sergeant, der dieses wohl beobachtet hatte, sagte am andern Morgen beim Abzug spöttisch: "Nun, bis wir wiederkommen, wird dieses Stücklein Brot ziemlich hart sein!"

Monate gingen vorüber.—Da, an einem eisigen, kalten Wintertage nahte sich dem Wirtshaus eine heruntergekommene, zerlumpte Gestalt. Frierend und hungernd klopfte der Mann am Wirtshaus an — und siehe da, der Wirt erkannte ihn bald: Es war der mutwillige Verächter des schwarzen Brotes. Der Wirt nahm ihn freundlich auf und bot ihm ein gutes Lager. Als ihn aber der Arme um einen Bissen Brot bat, da öffnete der Wirt seinen Schrank und reichte dem halbverhungerten Soldaten das Stück Brot, das er seinerzeit weggeworfen hatte. Dabei sprach er:

"Mein lieber Freund, wie du vorausgesagt: das Stück Brot ist bis zu deiner Rückkehr ziemlich hart geworden: aber der Hunger hat gute Zähne."

"Ja, das hat er," sprach beschämt der junge Mann. Aber er biss tapfer drauflos und hatte es im Nu verzehrt.

"Gott ist gerecht", fuhr der Wirt fort, "er lässt seiner und seiner Gaben nicht spotten."

Beschämt durch diese Worte, bat der Franzose Gott und den Wirt um Verzeihung. Hierauf erquickte ihn dieser mit Speise und Trank, soweit er konnte, und zeigte ihm den Weg, dass er den nachrückenden Kosaken nicht in die Hände fiel und zu dem Rest seines Regimentes nach Wilna gelangte.

"Wer Gottes Gabe schmäht, schmäht Gott selbst."

Nicht verdamme den Irrenden gleich!
Denn siehe! am Himmel
Kehrt mit dem Schweif der Komet,
Wenn auch nach Jahren, zurück.

Nur eine Hose

Von F. Schrönghamer.

Es war ein wunderbarer Sonntagsmorgen, fast so wunderbar wie der blaue Anzug, den sich der Handlungsgehilfe Hans Hebetanz seit zwei Jahren vom Munde abgespart hatte und den er zum erstenmal trug am Geburtstag seiner Braut.

Hans im Glück, wie er sich selbst heute nannte, war schon früh im Wald gewesen und hatte einen herrlichen Strauss frischer Laubzweige vermischt mit saftigem Tannengrün und grossblütigen Waldblumen, die seine Lisa über alles liebte, gesammelt. In den Blütenkelchen blitzte noch der Tau, o wie wird sich Lisa über die Aufmerksamkeit freuen und über den neuen Anzug.

Es ist wahr: Kleider machen Leute, und blau steht so gut zu blond, gesteht sich Hans vor dem Spiegel, in dem er sein Aeusseres noch einmal überprüft, bevor er sich zum geliebten Geburtstagskinde auf den Weg macht.

Die sonntagsstille Strasse ist zu dieser frühen Stunde noch menschenleer. Nur ein Wanderbursch in einem ganz schäbigen Anzug pilget des Weges daher, das Felleisen auf dem Rücken, einen derben Knotenstock schwingend.

Dem, sagt sich unser Hans, tät auch ein neuer Anzug not, aber da schwenkt der Handwerksbursch schon ein, steuert auf Hans los, lüftet die Mütze:

"Guten Morgen, Herr Doktor! Gestatten Sie, dass ich Ihnen ein Anliegen vortrage. Haben Sie nicht eine alte, abgetragene Hose? Sehen Sie, in diesem Aufzug kann ich mich nicht mehr sehen lassen. Die Hose ist hinten vollkommen durchgescheuert, vorne schimmern die Knie schon durch die spinnwebdünnen Fäden . . . "

"Ich sehe es", meint Hans im Glück halb belustigt, halb mitleidsvoll, "aber ich kann Ihnen leider nicht helfen. Fürs erste bin ich kein Doktor, sondern nur ein Handlungsgehilfe, der von der Hand in den Mund lebt und von Glück sagen darf, dass er seinen Posten in dieser miserablen Zeit noch nicht eingebüsst hat, und fürs zweite habe ich wirklich keine alte, abgetragene Hose. Denn in meinem Stand, der nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, bin ich leider gezwungen, meine Hosen selber so lange zu tragen, bis sie reif sind für den Lumpensammler. Wäre es anders, hätte ich Ihnen gerne geholfen."

Hans sieht in ein feines, kummervolles Gesicht, aus dem traurige Augen blitzen. Wie von einer Keule niedergeschlagen, taumelt der Wanderbursch weiter: "Wieder nichts! Von Düsseldorf her reise ich in diesem Aufzug schon durch ganz Deutschland—und nirgends hat man eine alte Hose für mich. Muss denn gerade unsereiner im Elend verkommen und verderben?"

Hans sieht betroffen dem jungen Menschen nach. Schamröte brennt ihm auf den Wangen. Sonntag ist's! Ein Glükstag ist's! Und dieser Men-



schenbruder geht vielleicht der Verzweiflung entgegen, hängt sich im Wald am ersten Aste auf, wirft sich in den Strom oder vor die Räder des Schnellzuges . . .

Hans eilt nach kurzer Ueberlegung dem Unglücklichen nach: "Heda, guter Freund! Halten Sie! Ich habe eine Hose für Sie!"

"Eine Hose! Welch ein Glücksfall! Tausend Dank! Gibt es noch einen Menschen, der für mich Vielgeprüften eine alte, abgetragene Hose hat!"

"Die Hose ist nicht alt und abgetragen, sondern noch ziemlich neu und gut. Es fiel mir soeben ein, dass ich zu meinem dunklen Anzug eine zweite, gestreifte Hose habe, die ich entbehren kann. Diese sollen Sie haben. Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer!"

Fünf Minuten später steht der Wanderbursch mit der gestreiften Hose vor dem edlen Spender, den er mit Dankesworten überhäuft.

Aber Hans wehrt lächelnd ab: Die Hose steht Ihnen wie angegossen, aber so können Sie unmöglich auf die Strasse gehen. Denn jetzt passt der Rock nicht mehr — und die Schuhe haben auch Löcher. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Lassen Sie die gesreifte Hose da und nehmen Sie lieber den ganzen Anzug .Auch Schuhe, Hut und Kragen können Sie haben. Soviel ich merke, haben Sie einst bessere Tage gesehen. Sie werden wieder hochkommen—und dann können Sie mir den Anzug und die Beigaben vergüten, denn zum Verschenken habe ich wirklich nichts, wie Sie selbst sehen."

"Ich werde mein Möglichstes tun," meint der Wanderbursch mit bedeutsamen Augenaufschlag. "Ihre Adresse weiss ich ja. Sie können versichert sein, dass Sie Ihre Grossmut nicht an einen Unwürdigen verschwendet haben. Vielleicht werden Sie schon bald von mir hören."

"Ich möchte Ihr Gewissen nicht belasten, der Anzug ist

- Versetzungen -

Der hochw. Pater Provinzial J. Bökenföhr O.M.I. gab folgende Versetzungen und Neuanstellungen bekannt:

Die Patres Leo Stocker und Philipp Engele O.M.I., die letzten Juni ihre Seminarstudien in Battleford, Sask., beendeten, bleiben in Battleford, um dort im Lehrerfach zu arbeiten.

Pater J. Warnke O.M.I. wurde von Melville, Sask., ins Oblatenseminar zu Battleford versetzt, wo er die wirtschaftliche Seite des Hauses leiten wird.

Pater K. Meier O.M.I. ging von Revenue als Pfarrer nach Salvador, Sask. Mit ihm ging **Pater J. Hermann O.M.I.,** der zwei Jahre lang Assistentpriester des P. K. Meiers in Revenue war.

Pater J. Rheidt O.M.I., bis vor kurzem Pfarrer in Salvador, Sask., übernahm die Pfarrarbeit in Revenue, Sask.

Pater J. Sluga O.M.I., bis letzten Juni Professor in Battleford, wurde zum Pfarrer von Handel ernannt.

Pater Jos. Schneider O.M.I., der jedem Marienbotenleser bekannte Volksmissionar und Schriftsteller aus Handel, Sask., hat Handel verlassen. Er ist jetzt Pfarrer der Gemeinde zu Mendham, Sask.

Pater P. Hilland O.M.I. hat auch seiner bösen Herzkrankheit wegen seine Pfarr- und Hospitalarbeit in Macklin, Sask, aufgeben müssen. Er hat sich in die St. Josephspfarrei zu Winnipeg, Man., begeben, wo er lange Jahre Pfarrer war. Obwohl Pater Hilland höchst ruhebedürftig ist, will er doch noch in der Pfarrarbeit helfen, so weit er es noch kann. Auch diesem hochverdienten Oblatenpater wünschen wir baldigste Genesung und alles Angenehme für seinen Ruhestand.

Pater Wilhelm Schulte O.M.I., bis vor kurzem Pfarrer von Mendham, Sask, hat sich seiner Gesundheit wegen in das Oblatennoviziat zu St. Charles, Man., zurückgezogen. Wir wünschen dem wohlverdienten hochw. Pater Wilhelm Schulte O.M.I. gute Besserung.

P. Phil. Funke O.M.I., der früher so viel für den Marienboten schrieb, von 1935 bis 1940 Provinzial der St. Marienprovinz, nachher Professor am Priesterseminar zu Battleford, Sask., ist jetzt Pfarrer zu Macklin, Sask.

P. A. Forner O.M.I., bis Juli Pfarrer der Gemeinde zu South Battleford, ging nach Prelate, Sask., wo er als Kaplan der Schwestern der hl. Ursula arbeiten wird.

Pater Chr. Klein O.M.I., Assistentpriester der St. Joseph's Gemeinde zu Winnipeg, Man., ging als Assistentpriester und Kaplan des Hospitals nach Melville, Sask.

P. Joh. Schickler O.M.I. beendete letzten Juni seine theologischen Studien in Battleford, Sask. und begab sich nachher nach Winnipeg als Assistenpriester der St. Josephgemeinde.

P. Tim. Riffel O.M.I., Bruder des Paters Ant. Riffel O.M.I. zu St. Walburg, Sask., wurde als Assistentpriester nach St. Walburg versetzt. Die dortige Gemeinde hat jetzt also zwei Patres Riffel.

P. J. B. Schultz O.M.I. ging von Good Soil, Sask., als Pfarrer nach Barthel, Sask. organisiert von Pater Ant. Riffel, bekommt somit seinen ersten Pfarrpriester.

P. H. Loran O.M.I. wurde zum Pfarrer von Good Soil ernannt. Der hochw. Pater Loran ist unseren Lesern wohlbekannt. Von 1937 bis 1941 arbeitete er am Marienboten. Der Aufbau unserer Presse ist grösstenteils sein Werk. Wir wünschen dem hochw Pater Loran O.M.I. Gottes reichsten Segen für sein neues Arbeitsfeld.

vorläufig nur geliehen. Sollten Sie aber nicht in die Lage kommen, den Gegenwert zu ersetzen, so gilt er als geschenkt. Sie sollen nicht mehr sagen können, dass Sie niemand gefunden haben, dem es um eine alte Hose leid war."

Mit einem stummen Händeduck verabschiedete sich der Fremde, der durch den Anzug gänzlich verwandelt ist. Schlank und geschmeidig hüpft er die Treppe nieder und winkt dem grossmütigen Geber, der ihm noch lange nachsieht, von der Strasse aus einen letzten Gruss zu.

Hans Hebetanz aber eilt mit dem Waldblummenstrauss zu seiner glückstrahlenden Braut, ein Hochgefühl im Herzen, das ihm tausendmal mehr gilt, als der verschenkte Anzug, an den er bald nicht mehr denkt.

Die Zeit vergeht.

Hans Hebetanz wird Buchhalter bei seiner Firma und ist nun in der Lage, seine Lisa heimzuführen.

Tage des Glückes brechen an.

Die Zeit vergeht.

Tage der Sorge und des Leides kommen. Die Firma kommt in Konkurs. Hans Hebetanz wird stellenlos. Seit Wochen und Monden ein Suchen und Jagen nach einem neuen Posten. Alles vergeblich. Bedauerndes Achselzucken ist überall die übliche Antwort. Die letzten Sparpfennige gehen zur Neige. Verzweiflung übermannt den Gehetzten. Gibt es wirlich keine Firma mehr, die für einen bewährten Angestellten einen Posten als Buchhalter oder doch als Schreiber frei hat?

Die Zeit vergeht und der Hunger tut weh.

Schon ist der neue, blaue Anzug versetzt, den Hans Hebetanz vor Jahresfrist so stolz getragen hat am Geburtstag seiner Braut. Wie gut könnte er jetzt den dunklen Anzug gebrauchen, den er gerade heute vor einem Jahre einem Wanderburschen aus Düsseldorf geschenkt hat!

Mitten in sein trübes Sinnen schellt die Flurglocke. Lisa öffnet. Ein vornehmer junger Mann stellt sich vor: "Hubert von Feldburg. Kann ich Herrn Hebetanz sprechen?"

"Bitte!"

Hans steht schon unter der Tür. Ein Lächeln des Erkennens geht über seine eingefallenen Züge: "Hubert von Feldburg? Wenn Sie nicht von Adel wären, dann meinte ich . . . "

"Ich wäre der Wanderbursch, dem Sie vor Jahresfrist den schönen Anzug schenkten. Ja, ich bin es wirklich. Und ich bin gekommen, Ihnen meinen Dank abzustatten."

Sie traten in die ärmliche Stube.

"Ich habe mich über Ihr Ergehen auf dem Laufenden gehalten, Herr Hebetanz, und ich glaube, ich komme zur rechten Stunde. Wissen Sie, der Wanderbursch war nur eine Laune von mir. Ich wollte sehen, wer noch ein Herz hat, wenn ein Mensch in höchster Lebensnot. Und das waren Sie, Herr Hebetanz, der einzige von Tausenden, die ich um eine alte, abgetragene Hose anging. Sie gaben mir einen ganzen Anzug mit allem Zubehör. Nun gestatten Sie, dass ich Ihnen meinen Dank bezeuge. Ich suche nämlich für meine Güter am Rhein draussen einen kaufmännisch befähigten Direktor, der ein Herz hat für die Leute. Da ist meine Wahl auf Sie gefallen, Herr Hebetanz. Der Posten ist in jeder Weise erstklassig. Sie werden Ihre eigene Villa haben und zeitlebens aller Sorgen enthoben sein. Denn ich beabsichtige selbstverständlich nicht, Ihnen jemals zu kündigen. Sie werden bei mir eine Heimat finden. Und die Frau Gemahlin wird gegen mein Anerbieten wohl nichts einzuwenden haben."

Tränenströme sind die Antwort auf das unerwartete Glück, das den Leidgeprüften in der Stunde der höchsten Not in den Schoss gefallen, wie vom Himmel gesandt.

"Dann ist es ja recht", fährt Hubert von Feldburg fort. "Und nun auf gute Freundschaft für alle Zeit. Für jetzt darf ich Sie beide zum Mittagessen im Hotel einladen und nachmittags machen wir einen Geburtstagsausflug ins Gebirge. Morgen pakken Sie Ihre Sachen und dann geht's fort an den schönen Rhein — in das neue Glück!"

LESEN

Nächsten Monat beginnt der Marienbote seinen

ELFTEN JAHRGANG

Zehn Jahre lang hat er den deutschsprechenden Katholiken unseres Landes treu gedinnt. Und all diese zehn Jahre sind ihm wahre Notjahre gewesen. Wie unser Blatt es verstanden hat, diese Not zu meistern, sieht wohl jeder, der den heutigen Marienboten mit dem vor zehn Jahren vergleicht. Gott und gewissenstreue Leser und Helfer haben uns geholfen. Wir brauchen aber noch viel viel mehr Hilfe. Denn wir wollen nicht stehen bleiben, wo wir heute stehen: Wir wollen noch weiter gehen. Wir wollen den Marienboten noch mehr vergrössern und noch mehr verbreiten. Wir wollen ihn noch tiefer hineinstellen in den Kampf um die Ehre Gottes, um Wahrheit, Liebe, Gerechtigkeit und um hohe, reine, echt christliche Ideen.

HILF UNS, LIEBER LESER.

Verschiebe es nicht, Deinen Marienbotendollar einzuschikken. Wir brauchen ihn heute noch. Wir brauchen ihn bitter nötig für unsere Arbeit. Sende Dein Lesergeld und sende uns die Adressen neuer Leser.

Blüten des Nordens

Bilder aus den Eismissionen der Oblaten im Norden Kanadas.

Von Georg Schurhammer, S.J.

Einsam und still liegen die gewaltigen, schnee-bedeckten Wüsteneien des kanadischen Nordens mit ihren schwarzen Riesenseen und endlosen Nadelwäldern, unwirtlich und unwegsam, ein Land des Hungers und der Kälte, ein Land der Entbehrungen und der Leiden wie die Heimat des Fluches und ewigen Todes.

Und doch zieht es Menschen hinauf nach den Eisgefilden des Nordens: den Goldsucher lockt das gleissende Metall, den Pelzhändler der Fuchs und der Marder, der Bär und der Biber, den Glaubensboten die unsterblichen Seelen.

Nicht ganz verlassen sind die schweigenden Wälder und einsamen Seen, nicht ganz verlassen die spärlichen, in Lumpen gehüllten, frieernden und hungernden Indianer, die dort oben, durch Hunderte von Meilen von den nächsten paar Zelten oder Bretterhütten ihrer Stammesgenossen getrennt, einen unerbittlichen, unaufhörlichen, unsäglich harten Kampf um ihr Dasein führen mit der rauhen, geizigen, grausamen Wildnis.

Wir haben im vergangenen Jahr (S. 1 ff. 30ff.) das Opferleben geschildert, das die Glaubensboten in den Eismissionen dieses unwirtlichen Landes führen. Vielleicht ist da manchem unserer Leser der Gedanke aufgestiegen, heimlich und fragend: Sind die paar Bewohner jener Gegenden auch wirlich all diese Opfer wert? Hat die trostlose Verlassenheit, die nagende Sorge ums tägliche Brot, der stete Kampf mit der eisigen Wildnis, die rauhe Natur nicht auch die Eingebornen jener Striche rauh und stumpf und gefühllos gemacht für die Botschaft des Lichtes wie die eisüberzogenen Felsen des Landes? Die duftenden, zarten Blüten christlicher Tugend, die unter den Schritten unseres Heilandes emporgesprosst sind im Paradiesesgarten seiner heiligen Kirche, werden sie auch Licht und Kraft genug finden, sich zur Sonne durchzuringen durch die eisige Decke des arktischen Nordens?

Und der Frager kommt auch zu mir mit wartender Miene. Da steigt eine Sehergestalt vor mir auf mit wallendem Barte, ehrfurchtgebietend und heilig, und mit ehernem Griffel schreibt die siegessicher und zukunftverheissend die Worte des Heiligen Geistes nieder für den zagenden Glauben der kommenden Zeiten: "Das Land, das öd war und unwegsam, wird sich freuen, die Wildnis wird frohlocken und blühen wie die Lilie. Aufblühen wird sie in herrlicher Blüte. Die Herrlichkeit des Libanon wird ihr gegeben, die Anmut Karmels und Sarons, und schauen wird sie die Herrlichkeit des Herrn und den Glanz unseres Gottes" (Is. 35, 2). Es ist der Prophet Isaias, und seine Worte gelten von jedem Missionsland, wohin der Gnadenquell vom Kreuze dringt. Sie gelten auch von den Wüsteneien des arktischen Nordens.

Betrachten wir einige der Blüten, die an den Ufern jenes Gnadenstromes dort oben erblühen.

1. Die Sehnsucht nach der frohen Botschaft

"Komm herüber und hilf uns!" Dieser Ruf des kulturmüden, heidnischen Europas an den Völkerapostel Paulus, wie oft drang er nicht schon an die Ohren der Glaubensboten aus der Urwaldstille des arktischen Nordens!

Im Jahre 1848 kam eine Gesandtschaft von Indianern zu P. Tache. Es waren Nord-Montagnesen. Eine lange, mühsame Reise durch wegloses Land lag hinter ihnen. Hoch droben im Norden, an den Ufern des Grossen Sklavensees, lag ihre Heimat. Die Aeltesten des Stammes hatten sie geschickt, und ihre Botschaft lautete: "Komm schnell, Vater, unsere Haare sind schon alle weiss, und wir fürchten, wir steigen ins Grab, bevor wir dein Wort vernommen haben!"

Nicht geringer war das Verlangen nach dem Glaubensboten bei den armen Kri-Indianern am Kreuzsee im Süden Keewatins. 1896 kam P. Charlebois, der jetzige Apostol. Vikar, zum erstenmal in ihre Mitte. Nie hatten die Rothäute einen Schwarzrock gesehen. Einige meinten, es sei ein wittico, ein Menschenfresser. Die meisten aber freuten sich herzlich über sein Kommen. "Du bist ein wahrer Mann des Gebetes (d.h. Missionar)", sagte einer derselben, "unsere Gebetsmänner (die Methodistenprediger) sind nur schlechte Hunde' " (die den Schlitten nicht ziehen, d. h. nicht für ihr Amt taugen).

Der Häuptling hielt im Namen seiner Leute eine Rede: "Ich freue mich", begann er, "dich zu sehen. Seit langem habe ich von den Schwarzröcken gehört, und viele gute Dinge wurden von ihnen gesagt. Gar sehr wünschte ich daher, einmal einen Schwarzrock zu sehen und zu sprechen. Darum ist mein Herz jetzt voll Freude. Wir kennen deine Religion noch nicht. Aber man hat uns gesagt, sie sei schön und gut. Wir alle verlangen danach; aber wir können sie nicht anneh-

men, bevor wir ein Gebetshaus und einen Schwarzrock unter uns haben. Unsere Kinder sind unwissend, denn unsere Gebetsmänner tun nichts, sie zu unterrichten. Wir hören, der katholische Priester liebt die Kinder und ist darauf bedacht, sie zu unterweisen. Hätten wir einen bei uns, so würden wir ihm alle unsere Kinder zuschicken."

Die Worte des Häuptlings fanden allgemeinen Beifall, und als der Schwarzrock den Leuten einen Unterricht über den katholischen Glauben hielt, riefen sie voll Bewunderung aus: Tapwe miwasim! "Das ist wirklich schön! Nie hat uns unser Gebetsmann etwas Aehnliches gesagt. Da könnten wir den ganzen Tag zuhören."

Als der Missionar weiterreisen musste, gaben ihm die guten Leute eine Strecke weit das Geleite und baten ihn dringend, ihnen doch einen Schwarzrock zu besorgen.

Auch der Agent der Pelzhandelsgesellschaft, obwohl Protestant, drang in den Pater, eine katholische Mission am Ort zu begründen: "Denn die Wilden sind sehr schlecht", erklärte er, "der Prediger verdirbt sie."

Als P. Charlebois zwei Jahre später wieder zum Kreuzsee kam, wiederholten Agent und Indianer ihre Bitte. Aber der Priestermangel war gross. Erst zwölf Jahre später (1910) konnte der Bischof den Herzenswunsch der guten Leute erfüllen, und im folgenden Jahre waren bereits 216 derselben, d. h. die Hälfte der Siedlung, katholisch.

Das ist nur ein Beispiel für viele. Auf seiner Visitationsreise durch das Apostol. Vikariat Keewatin konnte Bischof Charlebois 1911 feststellen, dass in zehn bis zwölf Mittelpunkten heidnische und protestantische Indianer um katholische Missionare baten, ähnlich wie schon früher in Norway House im Norden des Winnipeg-Sees, wo die ältesten Leute des Stammes sich noch erinnerten, einmal einen Schwarzrock in ihrem Lande gesehen zu haben. Aber traurig muss der Oberhirt die Bittsteller immer wieder auf später vertrösten, weil die Priester fehlen. "Das Herz blutet mir," so schrieb er bei einer solchen Gelegenheit, "wenn ich sehe, wie viele Seelen ich retten könnte, und meine Ohnmacht fühle, die Verhältnisse zu ändern."

Und wie aufmerksam diese Kinder der Wildnis dem Evangelium lauschen!

Eines Tages weilte P. Charlebois bei den Kri-Indianern von Fort Nelson. Den ganzen Tag hatte er angestrengt am Bau des Missionskirchleins gearbeitet, so dass er sich recht müde fühlte, als die Sonne unterging. Aber kaum hat er sich ein wenig gestärkt, da kommt auch bereits ein Trupp Rothäute und gibt dem Schwarzrock schon von ferne seinen Wunsch kund, er möge ihnen doch etwas von Manitou, dem Grossen Geist, erzählen. Es wird 10 Uhr nachts, und seine grossen roten Kinder hören noch immer aufmerksam zu. Endlich verabschiedet sie der Vater und geht in die Kapelle, sein Brevier zu beten.

Da öffnet sich plötzlich die Tür, und herein kommt Wilhelm, ein vor kurzem erst bekehrter Indianer. Lange Zeit kniet er da und betet. Endlich steht er auf, kniet sich neben den Vater nieder und bittet ihn ganz leise: "Mata kiskinohamawin nista! Guter Vater, ich konnte eben nicht da sein, unterrichte mich auch etwas, denn ich bin ein armer, unwissender Mensch." Der Missionar läst den späten Besucher das Vaterunser aussagen. Wilhelm betet es ohne Stocken und den Englischen Gruss dazu. Dann erklärt der Pater seinem wissensdurstigen Schüler die Hauptwahrheiten des katholischen Glaubens, und bewegungslos wie eine Statue bleibt der Neubekehrte über eine Stunde lang neben seinem Lehrer knien, bis dieser ihn gegen Mitternacht nach Hause entlässt.

Wie stark war diese Frau

Von dem grossen Perikles, dessen Worte gleich Donnerschlägen ganz Griechenland erschüttern, wird erzählt, dass er beim Tode seines Lieblingssohnes Paralos zusammengebrochen sei; andere jedoch behaupten das Gegenteil. Wo die Wahrheit liegt, weiss ich nicht.

Aber ich kenne eine Frau, die hatte einen Sohn, und nur diesen einen. Ihn liebte sie mit einer unfasslichen Liebe. Und dieser Sohn wurde durch Henkershand dem schmählichsten Tode überantwortet, einem Tode, wie ihn nur die schwersten Verbrecher in dieser Zeit erlitten. Vor ihren Augen sah sie ihn hinschmachten in Todesqual, verhöhnt, verspottet, gequält von seinen Feinden.

Aber diese Frau, diese Mutter, überwand den Schmerz mit einem dem Alltagsmenschen unerklärlichen Starkmut. Wir lesen von ihr nur das eine Wort: "Sie stand unter dem Kreuze." Es war Maria, die Mutter unseres Herrn Jesus Christus.

Fürwahr! Ein Triumph weiblicher, christlicher Tugend!

Ein Beweis dafür, welche übernatürlichen Kräfte das Christentum birgt!

Es ist doch etwas wert, das Kreuz. Wie wäre es für manchen Spötter doch so gut, Zeuge zu sein, wie im Krankenzimmer der Kranke aufschaut, — und wie die Umstehenden es verstehen, wenn der Priester in bittern Stunden ihnen sagt: "Schauen wir auf's Kreuz und dann — in Gottes Namen — Mut! Im Kreuz ist Heil!

Der Zaunkoening

Eine Erzählung

von

Reimmichl



I.

An einem sonnenwarmen, spiegelnden Septembertag wandelte ein auffälliges Menschenpaar vom Dorf Absam durch die schönen Felder nach Heiligkreuz hinab. Die beiden — Mann und Frau — waren am Morgen in der Absamer Wallfahrtskirche getraut worden und suchten nun auf kürzestem Wege die Tramwaystation Loreto zu erreichen, um von dort nach Innsbruck zu fahren. Dem Aussehen nach passten die Neuvermählten vortrefflich zueinander; denn sie schienen fast gleichalterig zu sein, waren gleich gross und konnten auch an Schönheit miteinander wetteifern. Er hatte kohlschwarze Haare und ebensolche Augen, sie graublaue Augen und hellbraune Haare, und in den beiden Gestalten lag noch etwas eigenartig Jugendliches, obwohl jedes schon dreissig Jahre zählte. Trotz allem bestand aber zwischen den beiden, wie sie da in festlicher Kleidung, Arm in Arm, herschritten, ein Missklang. Der Mann hatte einen mehr als wackeligen Gang, er schlenkerte mit dem Kopf, und während ihm die Knie immerfort zusammenschnappten, riss und schob er die Frau, die alle Mühe hatte, ihn zu führen, von der einen Seite des Weges zur andern.

"Um Gotteswillen, Lenz, du hast einen Kanonenrausch!" jammerte die Frau.

Er lachte hell auf und sang dann in gröhlendem Tenor:

"Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann."

"Ich bitt dich, Lenz, sei still. Die Leute schauen überall von den Wiesen her zu uns."

"Liebe Vri — Vra — Vroni, lass sie schauen. Zu was haben sie sonst die Augen? Am Hochzeitstag muss man lustig sein."

"Weisst du nicht mehr, was du mir versprochen hast?"

"O ja . . . ja . . . ich weiss schon, wie — was der Pfarrer gesagt hat. Aber es fällt mir nicht mehr ein."

"Du hättest nicht soviel Wein trinken sollen."

"Den schönsten Tag seines Lebens muss man fi — fa — feiern."

"Jetzt nimm dich zusammen. Geh gerad!"

"Lo — la — liebe Vroni, lass mich rasten . . . Müde bin ich, geh zur Ruh . . . schliesse beide Aeuglein zu."

Ehe sie es hindern konnte, machte er seinen Arm frei und liess sich neben einem Türkenacker ins Gras fallen.

"Ums Himmelswillen, Lenz, mach keine Dummheiten", bat sie; "steh auf, sonst fahr ich allein nach Hause. Ich ertrag die Schande nicht mehr."

Der Betrunkene aber streckte sich der Länge nach am Boden aus, schloss die Augen und sang lallend:

"Der Mond ist aufgegangen,
Die goldenen Sternlein prangen
Am blauen Himmelszelt."

Dann legte er den Kopf an eine Erdscholle und schnarchte schon.

Ein Bauer, der hundert Schritte abseits auf dem Acker arbeitete, kam herbeigeeilt und fragte:

"Fehlt etwas? Ist der Mensch da krank?"

Die Frau schüttelte weinend den Kopf.

"Aah, was wär' denn das?" lachte der Bauer, als er das Myrtensträusschen am Rock des Schlafenden erblickte und dessen ruhigen Atem gewahrte; "diese Krankheit ist ganz ungefährlich. Nur sollt sie einen nicht am Hochzeitstag pakken."

"Er mag dableiben, ich geh heim", stiess, glührot vor Scham, die Frau hervor.

"Wo sind Sie daheim?"

"Dort, wo ich daheim bin!"

Einen verächtlichen Blick warf sie noch auf den schnarchenden Mann und eilte dann, ohne noch einmal umzusehen, den Feldweg hinunter. Eine Stunde später war sie schon in Innsbruck, wo sie am Bahnhof auf ihren vernebelten Gespons wartete. Zorn und Weh, gekränkte Liebe und Versöhnlichkeit, Angst und Trotz stritten hart in ihrer Brust; den Sieg behielt aber letztlich die trotzige Entschlossenheit. Sie wollte und musste dem Flatterer, dem haltlosen Menschen, von al-

lem Anfang an den Meister zeigen, sonst würden die letzten Dinge schlimmer als die ersten. Darum fuhr sie, als der Mann bis zum Abendzug nicht eintraf, allein nach Hause.

Einen solchen Hochzeitstag hätte sich die Gilgen-Vroni im schwersten Traum nicht einfallen lassen. Sie war die jüngste Tochter des verstorbenen Schneidermeisters Gilg in Lautersgaden und hätte nach dessen Tode mehrmals heiraten können; doch blieb sie bei der Mutter, um mit ihr das Schneidergeschäft weiter zu führen. Als nach fünf Jahren auch die Mutter starb, gab die schöne Vroni, wie man sie nannte, dem ernsten Werben des Uhrmachers Erasmus Haller in Lautersgaden, eines vierzigjährigen, etwas düsteren, aber reichen Mannes nach und versprach ihm die Heirat, doch bedang sie sich ein Jahr lang Wartezeit aus. Indessen machte ihr der Spengler Lorenz Vigl von Mitterkirch, ein lustiger, immer singender, lachender junger Mann, den Hof, und die Vroni verliebte sich in ihn. Wohl missfiel ihr das leichtsinnige Gehaben des Spenglers, der ungern und wenig arbeitete, umso lieber jedoch in den Gasthäusern sang, musizierte, tolle Spässe trieb und durch sein unstetes Wesen den wohlverdienten Spitznamen: "Der Flatterer" erworben hatte. Als ihm aber die Vroni darob ernstliche Vorwürfe machte, bekehrte sich der Flatterer jählings, guckte nur selten mehr in ein Gasthaus, legte seiner schmetternden Tenorstimme und seinen Lachmuskeln einen Zaum an, spenglerte von frühmorgens bis in die Nacht und sparte wie ein Hamster. Das hielt er länger als ein halbes Jahr so und die schöne Vroni wurde dadurch gänzlich betört. Sie brach dem Uhrmacher Haller das Wort und heiratete gegen alle Warnungen den schönen, lustigen Flatterer. Diesem war die Busszeit längst schon mehr als hart geworden und sogleich nach der Trauung machte er damit feierlich Schluss. Als er beim Wirt im Absam, wo sie das Mittagsmahl einnahmen, eine Gitarre entdeckte, riss er das Instrument stürmisch an sich. Und dann spielte und sang er fast unausgesetzt, ein Lied kecker als das andere stieg aus seiner Kehle. Nebenbei sprach er pflichtschuldigst dem feurigen Ueberetscher Tropfen zu. Da half kein Mahnen und auch kein leises Schmollen der Vroni; er konnte nicht anders, es zwang ihn, für die langentbehrte Lustbarkeit sich zu entschädigen. Nach und nach wurde der Ueberetscher stärker als der Flatterer und lud ihm eine Kanone auf den Rücken, wie der Spengler zeit seines Lebens, weder vorher noch später keine so schwere des Weges getragen hat. Wohl half ihm die Vroni mit Stützen und Heben, aber es war alles umsonst. In den Absamer Feldern brach der überlastete Mann unter der Bürde zusammen und warf sich in die Arme eines süssen Schlummers, während sein jungangetrautes Weib ihn treulos verliess.

Die Sonne war schon untergegangen, als der Schläfer am Rande des Maisackers endlich erwachte. Lanze Zeit kannte er sich nicht aus. In seinem Gehirn dämmerte noch ein kleiner Dusel, aber die Sinne waren klar. Allmählich wurden die Erinnerungen lebendig und dann stand mit einem Male der ganze Hergang der Dinge von morgens früh bis ein Uhr mittags vor den Augen des Entnebelten. Was nach ein Uhr geschehen, davon wusste der Flatterer nichts mehr. Da setzte er sich halb auf und drehte suchend den Kopf nach allen Weltrichtungen. Als er nirgends einen Schatten seiner neugebackenen Ehehälfte entdeckte, hielt er folgendes Zwiegespräch mit sich selber:

"Lenz — Lorenz Vigl — du bist ein Lump!

Wer sagt das? Ich klag jeden auf Ehrenbeleidigung, der mir so was an den Kopf wirft.

Spengler, ich sag dir's noch einmal. Wenn sich einer am Hochzeitstag einen haushohen Schwalm antrinkt und sein braves, schönes Weib verlässt, mit dem er erst ein paar Stunden verehelicht ist, so muss er ein Lump sein.

Ich hab die Vroni nicht verlassen, aber sie mich.

Recht hat sie gehabt, du ehrvergessener Flatterer. Sie hat die Schande nicht ausgehalten, stundenlang neben einem Affenbrüter zu sitzen, und sich von jedem Menschen fragen zu lassen, ob der Rauschkübel ihr Mann ist.

Lenz, wenn du noch ein Wörtl sagst, nimm ich dich bei den Ohren. Ich haue dich zu Kraut.

Flatterer, tu nicht so wild. Wir zwei werden nicht streiten und einander in die Haare geraten. Machen wir Frieden und gehen wir ins Gasthaus, vielleicht finden wir dort verlorene Sachen."

Er stand auf und schritt rüstig nach Heiligkreuz hinab, wo er im Gasthaus "Thresl" zusprach. Dort fand er zwar nicht seine verschollene Gattin, wohl aber drei lustige Zechbrüder, die zu einer Gitarre sangen. Da kam der Flatterer just in sein Element. Er eignete sich schnell die Klampfe an und spielte und jodelte und sang, bis ihm niemand mehr zuhorchte und der Wirt ihn in ein Schlafzimmer geleitete . Am nächsten Morgen wurde dem Flatterer doch etwas unerquicklich zu Mute. Er forschte in Absam, in Hall, in Innsbruck nach der verlaufenen Ehehälfte, konnte sie aber nirgendwo finden. So kehrte er dann am zweiten Tage abends als Strohwitwer nach Hause, wo ihn die Nachbarn lachend empfingen und ihm mitteilten, dass seine Herzdame bei ihrer verheirateten Schwester in Perchtendorf Quartier genommen habe. Nun schrieb er an die Vroni einen schmalzigen Brief, worin er demütig-wehmütig bat, sie möge Gnade für Recht walten lassen, alle seine Schandtaten vergessen und was Gott verbunden habe, nicht auf ewig trennen. Dieser Brief nützte nichts, ein zweiter ebensowenig. Erst als der Flatterer nach Perchtendorf ging und noch einmal, halb lachend, halb weinend, halb singend, halb sprechend seine

Schuld bekannte, auch feierlich vor Zeugen versprach, ein neues Leben anzufangen und alle bösen Gelegenheiten grundsätzlich zu meiden, liess sich die Vroni herbei, ihm ins Spenglerhaus zu folgen. Die Ehe nahm, allen Vorzeichen zum Trotz, keinen sehr unglücklichen Verlauf. Zwar hiel es der Flatterer mit seinem Versprechen nicht peinlich genau, er dudelte und jodelte nach wie vor in den Gasthäusern; aber soweit gelang es der Vroni doch, ihn zu leiten, dass er von den sieben Wochentagen nur einen im Wirtshaus verklemperte, sonst jedoch fleissig dem Spenglerhandwerk oblag und einen schönen Kreuzer Geld ins Haus brachte.

Knapp ein Jahr nach der denkwürdigen Hochzeit schneite es einen frischen, gesunden Prinzen zum Fenster herein, da rührte der Flatterer eine Woche lang aus purlauterer Freude kein Spenglerwerkzeug an. Für selbstverständlich hielt er es, dass der Junge den Vatersnamen Lorenz tragen solle. Dem widersprach aber durchaus der Kassl-Hannes, vulgo Schnatterer genannt, der über den Wirtstisch mit dem Spengler eng befreundet und von diesem als Taufpate gedungen worden war. Der Gevatter entschied unabweislich: "Johannes ist sein Name! . . ." "Lenz" habe einen faulen Klang, beteuerte er, und "Hannsen" wären noch viel zu wenig auf dem Erdglobus. Weil der Flatterer kein so gutes Mundstück hatte wie der Schnatterer, blieb dieser Sieger und der Spenglerprinz erhielt St. Johannes den Täufer als Namenspatron. Beim Taufschmaus im "Rössl", an dem der Kindsvater pflichtschuldig teilnahm, ging es hoch her. Der Gevatter Schnatterer liess Flaschenwein aufrücken, von denen er selber am meisten trank, der Flatterer spielte auf seiner Zither, die er mitgenommen hatte, und sang die kecksten Lieder dazu, hin und wieder begleitet vom Brummbass des Schnatterer. Einmal lief er mit der Zither zum Ofentisch hinüber, wo der neugetaufte Erdenbürger auf einem weissen Polster unter einem geblümten Seidentuch schlief.

"Heideldi!" sagte er lachend. "Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Junger, wenn du ein Sänger werden willst, ein Musikant wie dein Vater, musst du früh anfangen. Was ein Meister werden will, muss die Töne, die Noten schon mit dem Kindsmus hineinessen!"

Dann spielte er neben dem Haupt des Kindes einen rasselnden Marsch. Davon erwachte der Knabe und begann aus vollem Halse zu schreien.

"Fein hat er eingesetzt, und eine Stimme hat er wie ein Klarinett", lachte der Spengler. "Bravo, Junger! Wenn nicht alle Zeichen trügen, wirst du ein Kapitalsänger, ein Flatterer in spe, hahaha."

Nach der Heimkehr vom Taufschmaus war der Kindsvater so begeistert, teils von seinem hoffnungsvollen Sprössling, teils von der Kraft des Flaschenweines, dass er seine festliche Stimmung durch zwei Pistolenschüsse kundgab, die er am Söller vor den Stubenfenstern losfeuerte. Davon erschrak die Wartefrau in der Stube drinnen so heftig, dass sie das Kind auf den Boden fallen liess. Nun gab es ein wirres Durcheinander von winselnden, jammernden, kreischenden Stimmen, Vroni, die Kindsmutter, erlitt einen Nervenanfall, die Wartefrau schien von einem Krampf befallen zu sein, sie liess das Kind liegen und heulte nur. Erst der Spengler, der auf den Lärm in die Stube hereineilte, hob das wimmernde Kind auf und erkannte mit Entsetzen, dass das linke Füsslein gebrochen war. Eine Zeitlang schrie man noch hin und her und machte sich gegenseitig Vorwürfe, dann fuhr der Spengler mit einer Kutsche nach Lautersgaden hinab, den Doktor zu holen. Als der Doktor kam, schüttelte er den Kopf und sann eine Zeitlang vor sich hin, dann richtete er das gebrochene Füsschen ein und gab einen Gipsverband herum. Beim Fortgehen erklärte er, des Fuss werde, wenn das Kind nicht sterbe, lebenslang etwas kürzer und schwächer bleiben. Da gab es neuen Jammer. Vroni, die Kindsmutter hielt es für eine böse Vorbedeutung, dass das Unglück dem Knaben, kaum dass er in die Welt eingetreten war, schon den Weg verlegen wollte. Mehrere Tage lang weinte und wimmerte das Kind fast ununterbrochen; aber es starb nicht, und als der Beinbruch heil war, gedieh es vortrefflich. Gehen konnte es erst mit zwei Jahren und dabei hinkte es nicht unbeträchtlich mit dem linken Fusse.

Der Spengler hatte an dem Knaben eine närrische Freude und äusserte sich auch in närrischer Weise, indem er mit dem Kind spielte, wie wenn es eine Puppe wäre. Er schwang es wie einen Ball von einem Arm zum andern, hob es hoch über den Kopf empor und liess es wieder rasch herunter sinken, setzte es auf seine Achsel und tanzte, mit einer Mundharmonika spielend, herum, bis er und das Kind schwindelig wurden. Der Vroni schien es oft wie ein Wunder, dass er den Knaben nicht fallen liess oder an einen Gegenstand anschlug, und sie machte ihm dringende Vorstellungen, das sinnlose Getue zu unterlassen. Aber es half kein Mahnen und Bitten und Schelten der Mutter und auch kein Schreien des geängstigten Kindes. Der Knabe hatte trotz der stürmischen Liebesbezeigungen des Vaters zu diesem keine grosse Hinneigung, sondern eher eine leise Furcht vor ihm und flüchtete sich immer in die Arme der Mutter, um sich von ihr festhalten zu lassen. Bloss wenn der Vater die Gitarre oder die Zither in die Hand nahm und mit den Saiten zu klimpern anfing, humpelte das Knäblein zu ihm hin, riss Augen und Mund auf und horchte mit gespitzten Ohren. Diese Musikfreude des Kinder gefiel dem Spengler über die Massen, und er lehrte den Knaben, sobald er ein wenig reden konnte, schon mehrere Liedchen. Es dauerte auch gar nicht lange, so sang der Kleine mit seinem dünnen Stimmchen schon ziemlich richtig:

"Hansel und Gretel,
Zwei lustige Leit,
Der Hansel ist närrisch,
Die Gretel nit g'scheit."

Oder:

"A lustiger Bue,
Der braucht of ein Paar Schueh,
A trauriger Narr,
Der hat lang ein' Paar —"

und noch manch andere solcher Art.

Mit dieser Lehrweise des Mannes war aber die Vroni durchaus nicht einverstanden, und weil der Flatterer keine Vernunft annahm, lehrte sie den Knaben Christkindleins- und Marienlieder, an denen der Bub umso grössere Freude empfand, als ihm die schöne, weiche Stimme der Mutter besser gefiel, als die des Vaters. Die Mutter lehrte ihn auch beten und erzählte ihm viel vom lieben Gott und dem goldenen Himmelreich. Da schaute der Knabe dann oft an hellen Sonnentagen die längste Weile hinauf zu den Bergen, über die das blaue Himmelsgewölbe sich spannte, und suchte mit den funkelnden Aeuglein eine Tür, wo man in den Himmel hineingehen könne. Zwischen Mitterkirch und Lautersgaden stieg hinter den welligen, breiten Lehnen der Tein- und Luzennalm der sogenannte Himmelskopf empor, ein grüner, wunderschön abgerundeter, majestätischer Kugelberg,der, vom Tale aus gesehen, alle anderen Berge hoch überragte. Am Scheitel dieses Berges hingen die Aeuglein des Knaben am öftesten und längsten, denn hier dachte er sich den Eingang in das Himmelreich.

Eine besondere Freude war es dem Jungen, auf die niederen Fichtbäume, die am Gartenrand standen, hinaufzuklettern und droben zu singen wie ein Vogel. Als ihm aber die besorgte Mutter das Baumklettern untersagte, stieg er auf den grossen Zaungatter vor dem Haus, schlug, um nicht herabzufallen, die Füsschen unter eine Quersprosse und trillerte von diesem erhöhten Sitz seine Liedchen in Weite. Darob hatte der Vater Flatterer einen Hauptspass und nannte den Knaben "Zaunkönig". Im Gasthaus erzählte er lachend, ihm sei ein winziger Vogel, ein Zaunkönig, ins Haus geflogen, der singe schöner als alle Vögel landaus, landein und sei so heimisch, dass er mit der Katze spiele. Dem Knaben selber gefiel der Spitzname und er hatte eine Freude, wenn ihn der Vater damit anrief. Schliesslich gab er selbst, wenn die Leute ihn fragten, wie er heisse, mit ernster Miene zur Antwort: "Zaunkönig heiss ich." — So geschah es, dass die Leute ihn bald allgemein nicht anders mehr nannten und dass er zeit seines Lebens den "Zaunkönig" nicht mehr los wurde.

Unter den verschiedenen Liedlein, die der Flatterer dem Knaben eingepaukt hatte, lautete auch eines:

"Storch, Storch, Langebein,
Wenn du fliegst ins Land herein,
Bringst du mir ein Brüderlein."

Was dieses Lied besagt, ging aber nicht in Erfüllung. Der Zaunkönig blieb das einzige Kind des Flatterers und der Gilgen-Vroni.

II.

Hans, der Spenglerbub, vulgo Zaunkönig, entwickelte sich eigenartig. Von seinem hinkenden Füsschen abgesehen, wurde er ein absonderlich schöner Knabe. Er hatte regelmässige, ernste Gesichtszüge, schwarze, glänzende Haare, ebensolche Augenbrauen, aber ganz davon abstechend, hellblaue Augen. Innerlich hatte er ein tiefes Gemütsleben und trotzdem viel zähe Willenskraft, die sich von einmal gefassten, wenn auch vorschnellen Entschlüssen nicht leicht abbringen liess. Eines Tages lag er die längste Zeit ruhig draussen im Gras und betrachtete unausgesetzt die Berge, namentlich den Himmliskopf, dann stieg er auf den Zaungatter und jauchzte und sang. Plötzlich aber wurden ihm die Augen trüb, er rutschte vom Gatter herab und eilte, laut weinend, ins Haus. Als die Mutter ihn fragte: "Was ist denn, um Gottes willen, Hans?" rief er schluchzend: "Mir ist soviel Zeitlang (heimwehig) um dich, Mami!" Da hob ihn die Mutter zu sich empor und herzte und küsste ihn. Der Knabe schlang seine Aermchen um den Hals der Frau und weinte noch heftiger. Mit einem Male jedoch lachte er wieder hell auf. Solche und ähnliche Auftritte wiederholten sich oft.

Als der Junge noch nicht volle sechs Jahre zählte, traf ihn ein Schlag, der viel schwerer war als das Unglück bei seinem Eintritt in die Welt. Er bekam mitten im Sommer, wo viele fremde Herrschaften mit ihren Kindern sich im Dorf aufhielten, den Scharlach. Eine Zeitlang verheimlichte man die Sache; aber dann bestand der Arzt, von den Wirten gedrängt, unabänderlich darauf, das kranke Kind müsse wegen Ansteckungsgefahr nach Aichenau ins Spital geschafft werden. Da half kein Bitten und Weinen der Mutter, kein Widerstand des Vaters, man nahm den Knaben zur Nachtzeit fast mit Gewalt aus dem Hause und brachte ihn in das etwa drei Stunden entfernte Krankenhaus. Dem Kinde selbst fiel der Abschied von daheim nicht schwer, denn es war von dem hohen Fieber schon seit Tagen halb und ganz bewusstlos. Desto grösseres Weh hatte die Mutter. Sie konnte nicht schlafen und weinte immerfort. Mehrmals ging sie hinaus nach Aichenau; aber man gestattete ihr keinen Besuch beim Kinde, sondern versicherte ihr nur, dass es besser gehe. Daran glaubte die Vroni nicht und erklärte bestimmt, sie habe eine Ahnung, dass sie das Büblein lebend nicht mehr sehen werde. Das traf auch richtig zu; aber nicht das Büblein starb, sondern die Vroni.

Als der Knabe schon länger als drei Wochen im Spital und schon ziemlich hergestellt war, fragte er immer nach der Mutter. So oft eine oder die andere Frau von der Stadt herein kam, ging er die längste Weile hinter ihr her. Eines Morgens sagte er weinend:

"Heute Nacht ist die Mami dagewesen und hat mich geküsst. Warum ist sie wieder fortgegangen?"

"Sei still, Hansl", beruhigte ihn die Krankenschwester. "Du hast nur geträumt. Nächste Woche kommt die Mami und holt dich heim."

Aber die Vroni kam nicht mehr. Sie war von einer doppelten Lungenentzündung ergriffen worden und nach sechs Tagen schon gestorben. Dem mutterlosen Knaben sagte man nichts von dem Unglück, das ihn betroffen hatte. Desto freundlicher und zärtlicher taten die Krankenschwestern mit ihm; aber oft mussten sie, wenn das Kind nach der Mutter fragte, rasch davongehen, weil ihnen die Tränen aus den Augen stürzten.

Acht Tage nach dem Begräbnis der Vroni kam der Spengler, um das Büblein zu holen. Er schaute so mager, bleich und verfallen aus, dass ihn der Knabe auf den ersten Blick nicht erkannte. Aber dann fragte das Kind sogleich:

"Wo ist die Mami?"

Den Spengler würgte es furchtbar im Hals. Ein Schluchzen unterdrückend, sagte er im gurgelnden Ton:

"Die Mami ist fortgegangen . . . zur alten Lisimuhme in Burgstein und muss eine Zeitlang dort bleiben . . . Später kommt sie wieder . . . Hans, geht jetzt mit mir . . . Du sollst es schön haben daheim . . . Ich tu dir alles, was du willst."

Dann drehte er sich rasch weg und ging etliche Schritte über den Flur. Hinkend trippelte das Knäblein ihm nach. Die Krankenschwestern weinten beinahe laut. — Nachdem der Spengler sich etwas gefasst hatte, setzte er das Kind in einen gepolsterten Rückenkorb und trug es fort.

Im Spenglerhaus wob die Trauer düstere, schwarze Schatten durch alle Räume. Der leichtsinnige Flatterer hätte es sich nicht träumen lassen, dass ein Unglück so schnell kommen und ihn so furchtbar treffen werde. Je weniger er daran gedacht, umso schwerer drückte es jetzt auf ihn. Er konnte es fast nicht begreifen, dass er die Vroni, sein einzig geliebtes Weib, verloren habe, dass so etwas möglich, dass es wahr sei. Ein noch nie empfundenes Weh bohrte in seinem Herzen. Schier grimmiger noch quälte ihn das Mitleid mit dem Kinde. Was soll aus dem hinkenden, armen Hascherchen, das so stark an der Mutter hing, werden ohne sie? Es war schrecklich zuzusehen, wie das Kind die Mutter vermisste. Oft ging der Knabe suchend hinaus in den Garten, auf die Wiese oder um das Haus herum und rief: "Mami! . . . Mami!" — Kam er dann wieder zur Türe herein, fragte er: "Ist die Mami da? Ist sie nicht gekommen?" — Zur Nachtzeit schlief der Kleine beim Vater in der Kammer, wo ihm dieser neben sich ein Bettlein hergerichtet hatte. Jede Nacht geschah es mehrmals, dass das Kind die "Mami" anrief oder im Traum mit ihr plauderte. Das war für den Spengler so herzzerreissend, dass er oft in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Um den Knaben die Mutter ein wenig vergessen zu machen, kaufte er ihm allerhand Spielzeug; aber der Kleine spielte nur eine kurze Weile, dann legte er die Spielsachen sorgsam in den Kasten, weil er sie schön und unverletzt erhalten wollte, um sie der "Mami" zu zeigen. Täglich zweimal kam aus der Nachbarschaft herüber die alte Stieglmutter ,die für den Spengler und das Kind kochte und die nötigen Hausarbeiten verrichtete. Der mitleidigen alten Frau ging das Hoffen und Harren des Bübleins und sein beständiges Fragen nach der "Mami" schwer zu Herzen. Sie überlegte oft, ob es nicht am besten wäre, dem Kind die volle Wahrheit zu sagen. Einmal musste es doch geschehen. Da stolperte eines Tages der Knabe laut weinend zur Küchentür herein und schrie:

"Stieglmutter! Stieglmutter!"

"Hansl, was ist denn um Gottes willen?" tat erschrocken die alte Frau.

"Schneiders Gita hat gesagt . . . Schneiders Gita hat gesagt", schluchzte der Bub, "meine Mami kommt nimmer. Der Totenmichl hat die Mami eingegraben im Friedhof droben vor dem Turm."

Der Greisin rollten dicke Tropfen über die Wangen. Sie schloss die Küchentür, setzte sich auf einen Stuhl, zog das Büblein zu sich heran, nahm dessen Hände zwischen die ihrigen und sagte in weichem Ton:

"Die Gita ist ein dummes Madl. Hör jetzt auf zu weinen, Hansl. Wir wollen etwas Gescheites miteinander reden . . . Schau, wie du im Spital gewesen bist, ist unser Herr gekommen, der liebe Gott, und hat deine Mami mit sich fortgenommen, in den Himmel."

"In den Himmel?" rief der Knabe mit leuchtenden Aeuglein. "Dann kommt die Mami bald wieder. Der liebe Gott lässt sie schon heruntergehen."

"Hansl, sei gescheit. Wer einmal im Himmel drinnen ist, der geht nicht mehr heraus. Im Himmel ist es so schön, und unser Herr ist so lieb und gut, dass die Mami immer dort bleiben will. Wenn unser Herr sie fortschicken würde, müsste sie furchtbar weinen."

"Hat die Mami den Hansi nicht mehr gern? Ich kann nicht helfen, dass ich krank gewesen bin," klagte das Büblein.

"O, die Mami hat dich jetzt noch viel lieber, als 'vor du krank geworden bist. Sie schaut alleweil vom Himmel auf dich herunter und bittet den Himmelvater, dass er dich hinaufkommen lässt zu ihr."

"Dann bleib ich nicht mehr da. Ich geh zur Mami in den Himmel. Der Himmelvater lässt mich schon hinein."

(Fortsetzung folgt.)



RELIGIOUS EDUCATION

—Excerpts from 'Homeletic Review'—

UNDERDONE

Were we to make full use of our parochial schools we could prevent many evils and accomplish more good. We should not turn defeatists just because the results have not been exactly up to expectations, but should try to remedy conditions and make our elementary schools as efficient as possible. Such remedies will concern the teaching of religion, for that was the prime object of the parochial school. We can ask ourselves whether the remedy should be applied to the textbook, to the method, or to the arrangement.

The Textbook. The alibi is frequently offered that our Catechisms are ill adapted to their purpose. Any Catechism is good if taught properly: the best Catechism is valueless if taught incorrectly. In fact, we would be fifty years ahead, had no Catechism at all been used, for the text is not even of secondary importance. Any textbook is misused when it is given first place, for in such an event the teacher can too easily follow the "drive-your-own-car" method, that is, place the burden upon the pupil of teaching himself, while the teacher becomes a kind of supervisor to see that enough answers are memorized every day. Any Catechism should serve merely as an outline for the teacher, and he teaches the subject correctly only when he fills in with explanations and amplifications, and moral applications. For a teacher to criticize the terminology of any work is to confess to misuse, for at all times it is sufficient for the teacher to understand the meaning of the terms and to be able to translate them for the pupil.

* * *

The Method. Here lies our biggest chance for improvement. We must prevent tiresome repetition by supplying an outline for the eight years of work.

* * *

Many outlines fail in being mere skeletons with no suggestions of right procedure; they seem to have been got out hastily and with no practical knowledge of a teacher's work.

It seems we have erred in several ways. Firstly, we have laid too great emphasis on the work of the intellect and too little on the work of the will; too great emphasis on knowing and too little on doing. Secondly, we seem to be taken up too much with erudite classifications and a kind of psychoanalysing of the student.

* * *

Getting away from the antiquated system of endless memory work and supplying the teacher with material to teach, you begin to make a living thing of this most attractive subject in the curriculum; the teacher teaches "viva voce." Is it not a fact that the very finest catechetical work is done in the first three grades, and just because the pupils, being unable to use a textbook, force the teacher really to teach, to explain, to supplement, to moralize? With the fourth grade the teaching usually begins to deteriorate, because the "drive-your-own-car" method is foisted upon the pupil until it reaches a stage of utter listlessness in the final grades.

* * *

It is vastly more important to supply motives than knowledge, and yet every Catechism fails in this regard.

* * *

We do not care for pupils who know the Faith but much for pupils who love the Faith. Use the Old Testament to instill fear of God and the New Testament to ellicit love for God.

* * *

The great motives of the Four Last Things get a short chapter near the end of the book, and of all chapters this one always received the least attention. Of all means to improve our method, this one of supplying motives should be given first place, and were it truly followed we would find many a high school wholly unnecessary, for we would produce graduates who wish to live the Faith because they love that Faith.

The Hidden Executioner

LIEUTENANT Day nervously fingered the glittering pearl. His eyes narrowed with though, as he shot troubled darting glances about the interior of that silent, mocking cabin. Finally....

"If these damnable trinkets would only talk!" He spluttered. It was exasperating. Two solid hours ago that faint, hesitant wireless message had routed him from the cool quiet of his daily siesta, and caused his frantic dash to the island. "Hurry.... murder .... Fisher .... Isl .... ", the message had read. And now what?

The lieutenant gazed hopefully at his dapper companion. "O' Hara!" He murmured, rubbing his chin, "I've tried to reconstruct the crime, but I always hit the same old snag. Where is the murderer?"

His assistant nodded. "But are you quite certain of the manner in which the crime was committed? It seems a little screwy to me."

"Screwy or not," the lieutenant roared, "it's the only possible solution. I've checked and rechecked it, again and again. Or maybe you think I haven't investigated every angle?"

O'Hara smiled his sympathy. "Shoot your theory again, Chief. Maybe you have, and maybe you haven't."

The lieutenant drew in a long breath of air. "Step number one," he announced, raising his index finger. "We got that message asking for aid, did we not?"

O'Hara nodded, nonchalantly lighting a cigarette.

"Then we find this man, with a gash in his shoulder as wide as my palm." He glanced at the gory figure slumped over the desk. "He most certainly sent the message, because his hand is resting on the keyboard." He paused for breath, and wiped his moist brow. Then he continued. "Below that open port-hole we found a pearl, an up-turned chair, and a bloody kitchen knife. Does it check?"

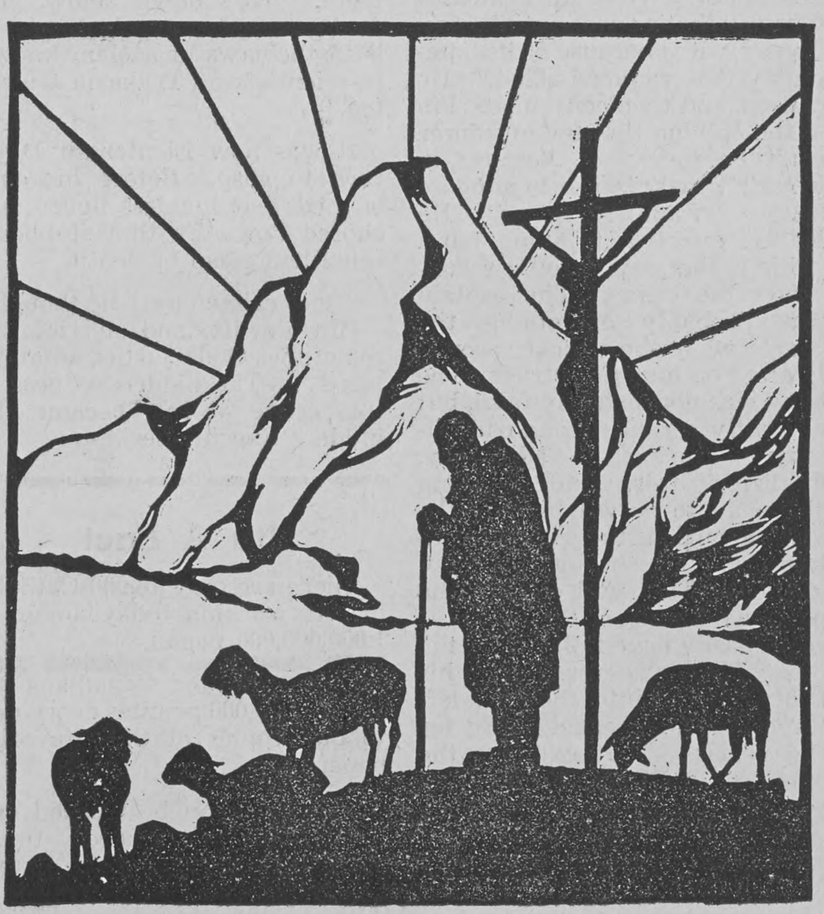
O'Hara was silent, thinking.

"O.K. then." The lieutenant proceeded grimly. "We inspected the kitchen, and found that someone, probably the murderer, used it as his sleeping quarters." The lieutenant paused, hugged the table with both hands, and leaned earnestly forward. "And on the kitchen table was a bowl, half-filled with pearls," he muttered dreamily. "And that is what I cannot understand. The vicious attack on the captain was apparently motivated by robbery. The very fact that the pearls were in the kitchen proves that point. But why did the murderer leave them behind? And why was that solitary pearl on the cabin floor?" The speaker reflected. Then he mused. "And why was there water in the bottom of that bowl of pearls?"

O'Hara interrupted him casually. "That sea-weed, lieutenant, that you found in the bowl, seems to indicate something, does it not?"

The lieutenant pondered. "Meaning what?"

"You don't suppose pearlers keep their treasures in water? ... or do you?" O'Hara explained. "I think that those pearls were



only recently taken from the lagoon, and put into that bowl. Thats' the story the seaweed tells me. The water? The moisture on the pearls naturally had time to settle to the bottom of the bowl. There's nothing extraordinary in that."

The lieutenant countered. "It seems fantastic to me. No one can find so many pearls in such a short time!"

"Not if you are willing to make a simple supposition."

Lieutenant Day became interested. "A supposition?"

O'Hara was grappling with the problem for the first time that day. His eyes were beginning to gleam with some mysterious intuition. He spoke. "Lieutenant, we've searched the atoll, and nary a person did we find. A man has been murdered . . pearls are supposedly stolen, and left in the kitchen . . . and a robber and cut-throat has disappeared into space. We're up against a mystery that's deep; but like any mystery, it is because of its simplicity that we are baffled." He paused, and then continued. "I'm of the opinion that the murderer can't be far away, because it wouldn't make sense to suppose he fled without his prize." He leaned forward, thinking hard. "This is the way I would reconstruct the crime. The captain was probably examining the pearls, when the attacker secretly crept on him, and struck. The blow was not instantly fatal, but evidently serious enough to eliminate him as an adversary. Realizing this, and desiring above all to outwit his foe, the victim hurled the pearls, container and all, through the open window. That will explain the pearl we found on the floor. It could easily have fallen from the box. The murderer, seeing his booty vanish into the sea, left the cabin, and began diving for the pearls. That explains the wireless message . . . . and the pearls in the kitchen, ... water, sea-weed and all. And I propose to test my theory by searching for that casket."

The lieutenant shrugged. "Go ahead, O'Hara. But I don't see how that will help solve the murder!"

O'Hara wasted no time. Before plunging into the lagoon, he eyed the water opposite the port hole, judging the angle of his descent. Then he dived. Lieutenant Day idled near the rail, a faintly amused look on his face. One minute passed. Suddenly O'Hara was churning the surface, gasping for breath. Slowly he climbed.

"What's the matter, O'Hara?" Lieutenant Day queried, noting the ghastly expression on his face.

"God!" O'Hara groaned, holding his head in his hands. "I've found it . . . . him."

"What?" The Lieutenant shouted.

"Yes . . . him . . . the murderer." O'Hara spoke through clenched teeth. "He's down below. He died getting the pearls. His hand is in the jaws of a clam known to scientists as Tridacna Gigantea."

It was now Lieutenant Day's turn to gasp. Before his eyes bobbed that luckless figure, anchored down by that stubborn, relentless clasp of death.

"Does crime pay?" he thought. —How swift and terrible is sometimes God's justice administered . . . . The hidden witness of this crime at sea, became the hidden 'Executioner'.

It's A Fact

There are only 16,000 Catholic priests working today among a 1,000,000,000 pagans!

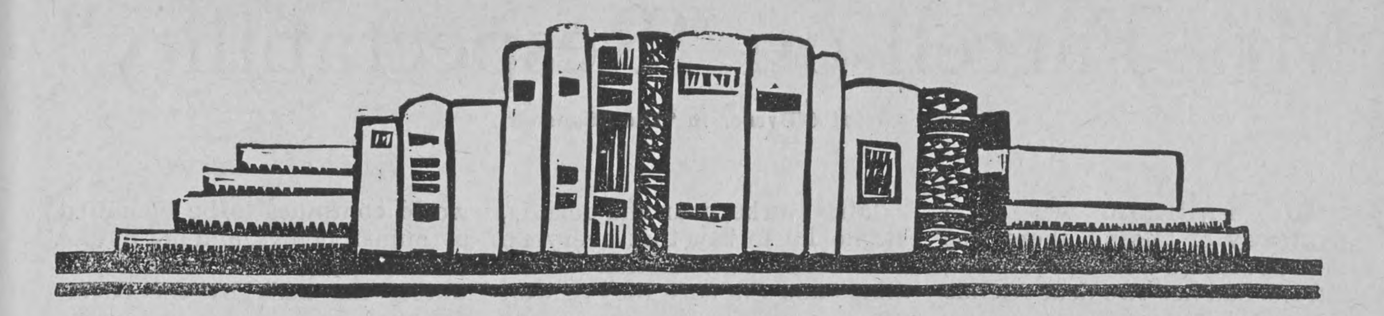
Americans and Canadians lay out 100,000,000 pennies every day to buy copies of their favorite papers.

Gold leaf can be worked one thousand two hundred times thinner than an average magazine page.

THE GOSSIP

Have you ever heard of gossip Town,
On the shore of Falsehood Bay,
Where ol' Dame Rumor, with rustling gown,
Is going the livelong day?
It isn't far to Gossip Town,
For people who want to go
The idleness train will take you down,
In just an hour or so.
The Thoughtless Road is a popular route,
And most folks start that way,
But its steep down grade; if you don't look out,
You'll land in Falsehood Bay.
You glide through the valley of Vicious Folk,
And into the Tunnel of Hate,
Then crossing the Add-To-Bridge you walk,
Right into the city gate.
The principal street is called Theysay,
And I've Heard is the public well,
And the breezes that blow from Falsehood Bay
Are laden with Don't-You-Tell.
In the midst of the town is Telltale Park,
You're never quite safe while there.
For its owner is Madam Suspicious Remark,
Who lives on the Street Don't-Care.
Just back of the park is Slander's Row,
'Twas there Good Name died,
Pierced by a dart from Jealousy's bow,
In the hands of Envious Pride,
From Gossip Town Peace long since fled,
But Trouble, Grief and Woe,
And Sorrow and Care you'll meet instead,
If ever you chance to go.
—Anonymous.

The early Colonial minister preached by the hour glass. If the last grain of sand reached the bottom of the hour glass before he reached his preoration, the preacher merely turned it over and preached another glassfull. (He might even have said: 'Now we'll have another glass!')



It May Interest You......

Stewardship of Wealth

When the gospel is read about the unjust steward we all are inclined to apply it to some of the unjust rich in our country. We may even remember that Pope Leo XIII said:

"A small number of very rich men have been able to lay upon the masses of the poor a yoke little better than slavery."

And we may day-dream about what we would do with a lot of money if we had it, or think of what some of the multimillionaires should do.

Leave the multimillionaires to God. It will be as hard for them to enter Heaven as for a camel to pass through the eye of a needle. We cannot pass the buck to the rich.

Let us look to our own nickels and dimes and dollars. It is by our bad stewardship of these that the multimillionaires grow rich. We, too, by the misuse of little sums, contribute to the concentration of wealth in the hands of a few. The reason is plain. Many of the rich get that way by appealing to our lower natures, to our unworthy desires.

Prosperity is getting what you want, and many of us have desired the wrong thing and gotten them, and found them turn to dust in our hands.

The nickels and dimes of blind Catholics desiring to fill their souls with newspaper stories of sordid scandals have built up some of the most infamous newspaper chains in the world, and placed in the hands of a few men the economic and social power greater than any Oriental tyrant ever possessed. We have contributed by our buying power to the demoralization of our country by immoral periodicals, movie,s and what-not.

The parable applies to the poor as well as to the rich. The rich often get rich through the foolishness of the poor.

We could have a better life were we to use our buying power to build up good things and to disseminate God's truth.

—The Monitor, San Fran.

The diocese of Bishop Turquetil, O.M.I. is probably the largest in all the world. It has an area of 1,500,000 square miles of Artic waste. His Eskimo parishioners in this vast stretch of snow and ice number 7,000 (or one to every 200 square miles). He has been priest, teacher, cook, blacksmith, carpenter, mechanic, radio expert and air pilot.

He is also a distingished philologist, so the report of his consecration states, has translated prayer books and catechisms into the Eskimo written language of his scattered flock and has invented a typewriter on which he has made books for them.

FORGET IT!

Forget the slander you have heard,
Forget the hasty, unkind word;
Forget the quarrel and the cause,
Forget the whole affair because
Forgetting is the only way.
Forget the storm of yesterday;
Forget the chap whose sour face
Forgets to smile in any place;
Forget the trials you have had,
Forget the weather if it's bad.
Forget the nagger, he's a freak,
Forget him seven days a week.
Forget you're not a millionaire,
Forget the grey streaks in your hair,
Forget the home team lost the game,
Forget the man who was to blame;
Forget the breakfast when it's cold,
Forget to kick, forget to scold.
Forget the butcher's awful charge,
Forget the grocer's bill is large;
Forget wherever you may roam,
Forget the chap who wrote this "poem".

Having overslept himself on his wedding morn, the bride groom hastened to the station only to find that his train had gone.

Half frantic, he rushed into the post office and sent off the following telegram:

"Delayed. Don't marry till I come."

Mrs. Farrell on "Respectability"

By Cathal O'Byrne, in "The Missionary"

MRS. FARRELL was in a great way of talking, there was no doubt in the world about that, and she had her two dear friends Mrs. Dunphy and little Miss Burke, in for a cup of tea — members of the same Sodality they had been for years on top of years—she was at no loss for an audience.

Mrs. Farrell's topic was "Respectability," and what led up to and accounted for the dissertation was the fact of little Miss Burke asking Mrs. Farrell after the welfare of her neighbour, Mrs. Lynch,—how she was doing these hard times and how the world was using her generally.

Now, a more good-humoured or better natured woman than the same Mrs. Farrell you would not find within the four walls of Dublin, or from Howth Head to the Hill of Tara and back again, we would swear that on all the books that ever were opened and shut, that is if there was any necessity for swearing, which there seldom is at any time, and none at all on the present occasion. But we would like you to believe, and we would go out of our way to impress it on you, that Mrs. Farrell was the type of woman that would rise out of her bed at the dead hour of midnight to do you a good turn, and wouldn't say a wrong word, knowingly, about any human breathing.

Well, now, little Miss Burke, in all the innocence of her heart, had asked the question of Mrs. Farrell, and that, as Mrs. Farrell explained afterwards, was the beginning of the whole affair. The three friends were seated around the tea table in the good lady's bright, cosy kitchen, when, in answer to little Miss Burkes' question, she began:

"Miss Burke, dear and darling, 'tis no lie to say that everyone has their own notion about things and I'm sure they're welcome to it, but the way some people worry themselves to death over nonsense, and about nothing at all, would put years on you, so it would. Now, there is Mrs. Lynch that you have just enquired about, and she only lives for one thing in the wide world, and that is to be respectable. Never, in all your born days did you hear anything like the talk of her. Nobody under heaven of the clouds could do a thing wrong, according to her, as long as they keep themselves respectable. You might never pay your debts, you might rob the grocer, you might rise and run in night-time without paying the rent, you might cheat everybody you ever had any dealings with to their bare face, but as long as you kept up a show of being respectable with Mrs. Lynch you would be as right as rain, so you would.

"And there's a lot of people like her in this town, mark my words.

"She says that 'tis easy to talk about not taking the book by the cover, but 'tis the only part of the book you see when you go to buy it, and that while the world continues to be inhabited by human beings, and not by Solomons, people will still go on taking the book by the cover, and that a person should do their best to have a respectable cover at the very least.

"The other morning she was in Mary Ryan's grocery shop, talking sixteen to the dozen, and I got more than tired listening to so much respectability, for 'tis a thing I don't bother my head about, at least her brand of it.

" 'And what do you mean by being respectable, Mrs. Lynch?" said I.

" Oh,' said she, 'by keeping yourself to yourself.'

" 'Yes,' said I, 'that might do all right on occasions.'

" 'And by minding your own business,' said she.

"A very good thing to do at all times,' said I.

" 'And by keeping your door shut and not having any comings or goings with anyone,' said she.

" 'It seems to me,' said I, 'that being respectable is only another name for being selfish and unfriendly.'

" 'Oh, not at all,' said she, quickly, but I could see that she wasn't easy in her mind at the same time.

Trouble Today

Men are no longer objecting to the Church gecause of the way they think, but because of the way they live. They no longer have difficulty with Her Creed, but with Her commandments. They remain outside her saving waters, not because they cannot accept the doctrine of Three Persons in One God, but because they cannot accept the moral of two persons in one flesh; not because infallibility is too complex, but because avoidance of Birth Control is too hard; not because the Eucharist is too sublime, but because Penance is too exacting. Briefly, the heresy of our day is not the heresy of thought, it is the heresy of fiction.—Msgr. Fulton J. Sheen.

" 'Oh, but yes at all,' said I. 'What would you do if a neighbour's child was sick?'

" 'Well, what could I do?' said she. 'Sure, she could send for the doctor. I couldn't cure it.'

" 'Of course not,' said I. 'Nobody said you could. According to yourself, you are not your neighbour's doctor, let alone her keeper, but you could say a kind word that maybe would bring comfort to a sad heart, and it might mean a lot to a poor human being, although you might have to come down off your respectable perch to say it.'

"I must confess I was feeling kind of angry with her, for I have old-fashioned ideas about neighbourliness and kindliness and common humanity.

" 'And if your next door neighbour died, what would you do?' said I.

" 'I would pull down the parlour blinds and I wouldn't play the Victrola until after the funeral,' said she.

" 'I suppose that's the respectable thing to do,' said I.

" 'Oh, dear, yes,' said she, 'that is the height of respectability.'

" 'Oh, is it?' said I. 'Well, then I hope and trust I'll be saved from being respectable, that's all.'

" 'It's only common people that do anything else,' said she.

" 'Then, thank God,' said I. 'I'm only one of the common people. I suppose, now, you have very good health.'

" 'I have indeed,' said she.

" 'And you have a good husband,' said I.

" 'The very best, none better,' said she.

" 'And you have neither chick nor child,' said I.

" 'I have not,' said she. 'I have nothing to bother me in the wide world.'

" 'Well, then, you should be ashamed of yourself,' said I, for I simply couldn't contain myself any longer.

" 'Why should I?' said she.

" 'I'll tell you why you should, if you don't know,' said I. 'You are more than fortunate. You have everything, or nearly everything you want. You haven't a care in the world, and yet you go in and shut yourself behind your respectable door, and you don't care a hair who sinks or who swims as long as you're well yourself. You have no burden to bear of your own, and it seems it would never occur to you that you could lend a helping hand to your neighbour. Oh, dear, no, that wouldn't be keeping yourself aloof and respectable. Mind number one. Keep your door shut. Go out on Sundays dressed in your best, and pass your neighbours by as if you didn't know them, and you'll be happy and respectable, but don't forget at the same time that the king will come the cadger's road some day, and that you'll get back from the world exactly what you give out to it.'

" 'I never thought of it that way,' said she.

" 'I'm downright glad to hear it,' said I, 'for there's more wrong done in the world for want of thought than there is by want



HONORS LIST

The Hollywood film actor who refused to see the pictures he appeared in. "My contract calls for me to act in motion pictures, but it does not require me to look at what I have done."

The hardened French criminal who was found to have tattooed on his neck: "Executioner, please cut along dotted line."

The Nebraskan who sought a marriage license in Denver to marry his present wife. "I want to marry her in each of the 48 states," he said. "There's nothing bigamous about that."

The Mexican mayor who decreed that all couples found in "dark and inconvenient places" after ten o'clock at night should be married.

The Cornell botanist who produced an odorless cabbage, and is now experimenting with onion and garlic.

Congressman Dewey Short of Missouri, who wrote a six-word autobiography for the 'Congressional Directory'.

of heart.'

" 'But what could I do?' said she. 'There's so much wretchedness and misery in the world.' And, right enough, when she said it, there was pain and sorrow in her eyes.

" 'A fault that's known is half cured,' said I. 'But never mind about the world, just begin at your own doorstep. Come out here and I'll show you what you could do.'

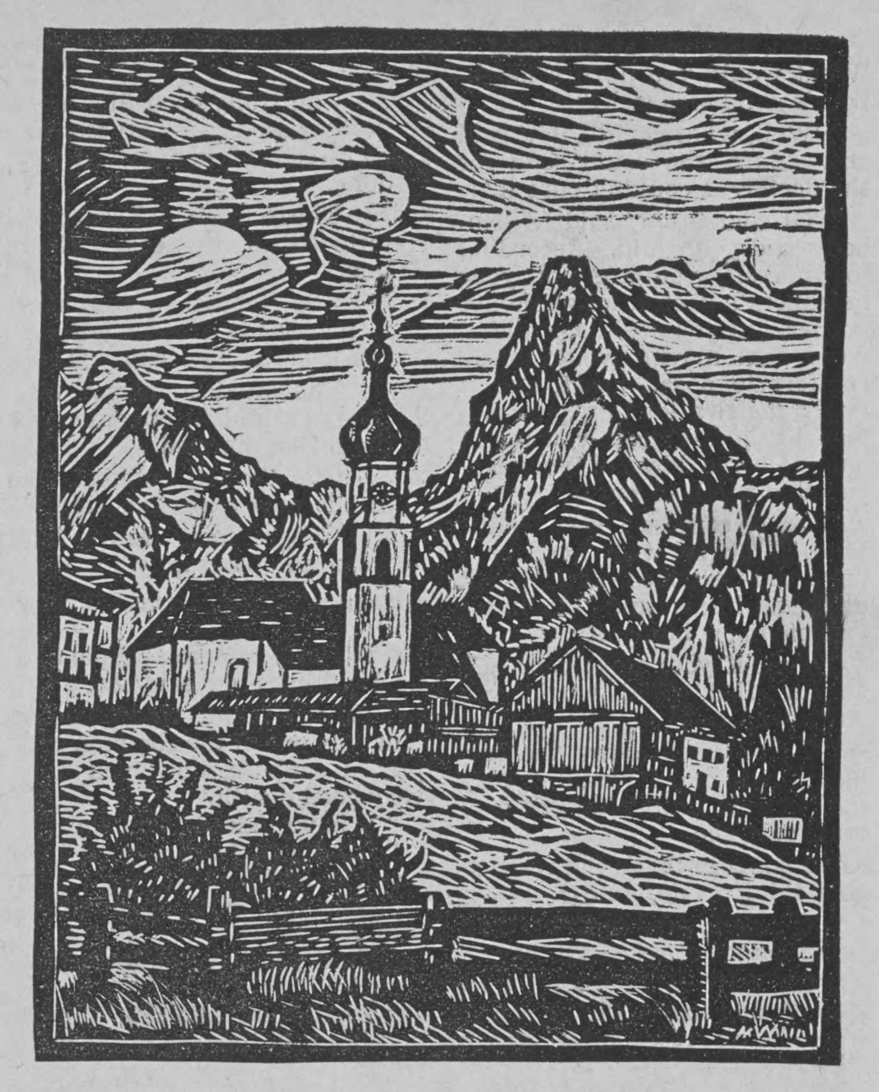
"So I took her to the door of Mary Ryan's shop. "You have no children of your own,' said I.

" 'I have not,' said she. And I thought her hand trembled the least little bit as she put it to her lips.

" 'Well, you see yon children swinging on that gate, barefooted and barelegged? They're mostly Mrs. Madigan's, and if the good Lord hasn't said it, some of them will get their necks broken this very minute. Well, I'll tell you what you could do. Their mother's out doing a day's washing, and you could take her place and bring them round your house, and set them at the fire and let them warm themselves, and give them something to eat, and you could tell them stories and make them happy. It won't take much to do it—I have a houseful of children myself, so I know—and I'll warrant you that both yourself and them will be a lot better for it, although it mightn't be just the respectable thing to do.'

" 'I'll do it,' said she. And the last I saw of her she was disappearing around the corner with the crowd of children laughing and cheering and clinging about her.

"Of course, I had forgotten all about it, but in an hour's time one of the Madigan children came round to say if I had a minute to spare, Mrs. Lynch would like to see me. So, off I went, and when I entered her kitchen, I could hardly believe my eyes. There she was, sitting at the head of the table, with the children gathered round her, and it laid out with tea and cakes and crackers and candy.



" 'I combed their hair, and washed their faces,' said she. 'It was great fun, and I don't know when I felt as happy.'

"So I left her in the middle of them, and came away thinking that, dear knows, 'tis the greatest mistake in the world to try to be a judge of anyone."

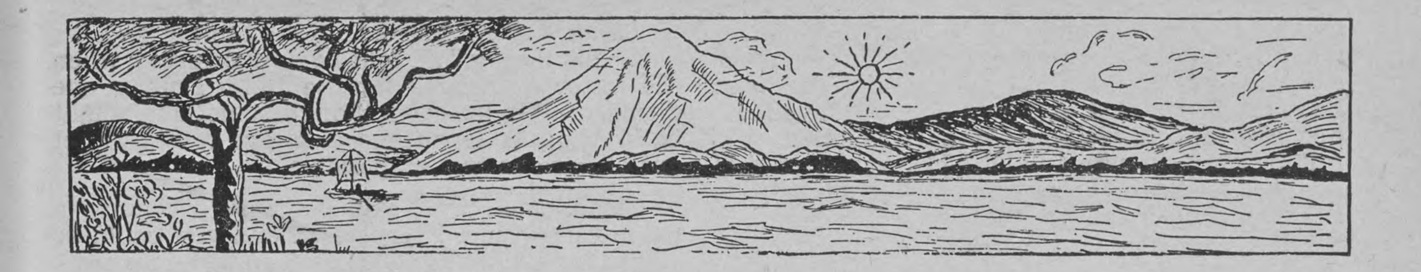
"That's the truest world ever you said," said Mrs. Dunphy.

"Ay, indeed," said little Miss Burke. "May God be good and kind to us all, but we're a queer mixture, right enough."

Many "modern" men have been fighting for freedom FROM religion instead of freedom OF religion. A world divorced from religion cannot survive

---

It has been proved that alcohol and gasoline work very nicely together as a motor fuel—that is, if they are both in the same tank.



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

THE STORY SO FAR:

Prescott Peters, separated from his wife and family, has been in South America for many months, hoping that his radical views on government can find an outlet there. Since he left New York, Diana and her children have gone to California where Michael has obtained work in a motion picture studio because of his exceptionally fine singing voice. After a good deal of publicity, he is signed to appear in several films. Unscrupulous members of the underworld, knowing his value to the studio, suddenly waylay him with another boy as the two are playing in the desert hills near Michael's home. Diana receives word that her boy will be returned to her only upon payment of one hundred thousand dollars.

CHAPTER XI.

PRESCOTT looked out at the broad, unruffled expanse of Lake Titicaca and scowled. The little steamer was taking him away from Bolivia, and everything he had hoped to accomplish there, to Puno, on the Peruvian side. He had hoped to overthrow the existing government at Sucre and start experimenting with his own ideas, but the coup had failed. He and his adherents had spent a few weeks in the local jail and then had been released. Wasn't that just the way of the world, thought Prescott. A man had knowledge, vision and ability. He saw the holes in democracy. He had a plan in his mind to do something for his fellows, to unite them in such a way that they could not help but be better off in the end. And then what happened? He was called radical, an anarchist, a mischief-maker.

"I'm through," he thought bitterly. "Let the world go to the dogs if it wants to. Let the farmers starve and the rich men rot in their wealth. I've done what I could to tell them my plan."

He was moderately glad to see Tommy Andrews on the train that was waiting at Puno to take him back to the coast. Tommy was a correspondent for Amalgamated News, not a bad fellow at all, though with not enough foresight to have ever agreed with Prescott's views on politics.

"So they let you out of jail, did they? Prescott, you're a lucky guy to have got off so easily."

Prescott found himself amanaging a smile. Hang it all, it was good to see another American after so many months. He and Tommy had been pretty good friends once.

"What's new?" he asked. "I haven't seen a line of print in weeks."

Tommy surveyed his companion shrewdly. Was it possible that the older man had not heard of his son's kidnapping out in California? Surely, even in the mountain-ringed fastness that was Bolivia, the papers had had something about Michael's disappearance—particularly when the kid was Prescott's own. But in jail at Sucre . . . well, perhaps not.

"Hitler's got a few more heads to hang at his belt."

It'd be a strange thing if he hadn't. Now there's man who had ideas, and the courage to do something about them, Tommy."

"Yeh? We won't go into that, if you don't mind. But Prescott, there's something you probably don't know—and should. It happened a month ago. The papers were full of it, still are, for that matter."

"What?"

He didn't know, thought Tommy. Maybe he didn't even know Diana and the children had gone to California. It was common knowledge the two had had a big row in New York in the spring. Prescott had left for South America almost immediately.

"Your kid Michael was kidnapped four weeks ago, Prescott. There hasn't been a word from him since."

"Kidnapped? You're fooling!"

"Oh, no, I'm not. Your wife had a note asking for a hundred thousand dollars in cash the day after. I suppose whoever did it figured the boy was worth something to the studio."

The little train was swinging smoothly down the curving track. Herds of llamas and alpacas

grazed on the barren Andean slopes, with here and there a bright splash of color as an Indian stood gazing at the passing train. But Prescott saw nothing of the sights about him. Instead he realized only that Tommy Andrews was sitting opposite him, in well-cut American clothes, and talking absurdities. A hundred thousand dollars! And the studio! What studio? What was all this about Michael's being kidnapped?

Prescott's ears were popping as the train sailed down the steep mountain passes. For so long a time he had been living at the dizzy altitude of Sucre and La Paz that he was feeling strange sensations at the rapid descent. Living at fourteen thousand feet did odd things to a man's body. He wished now that the train would stop and that he could get Tommy to talk more slowly. The way he felt now, his brain was incapable of weighing and sorting impressions.

"Start from the beginning, old fellow," he pleaded. "I guess I'm not feeling any too well after that affair in Sucre."

By the time they had reached Juliaca, and were changing trains for the trip to Arequipa, Prescott had made up his mind. He would not go down to the coast where the Santa Clara was waiting off Mollendo to take him to Callao. He would take the plane at Arequipa and fly directly to Lima. He knew the correspondents of both major press services there. Perhaps there would be some news of the boy by now. Heavens, who would ever had thought the kid would grow up to be somebody?

"A hundred thousand dollars, Tommy? Why, Diana could never lay her hands on that much cash at once! What fools ever thought up this thing, anyway?"

Tommy Andrews pulled out a cigarette and surveyed it critically. "You have been keeping yourself out of things, haven't you, old man? You should know that your kid has been making a name for himself out in Hollywood. He's been in two pictures already, and another was coming up when this mess happened."

"I can't imagine Michael in pictures, Tommy. What's he do?"

"Singing chiefly. That's why he's worth so much right now, because a boy doesn't keep his voice forever and Michael must be . . . well, I think the papers said twelve. Is that right?"

Prescott nodded. "He'd be about that I guess."

It was a shock to find, in Lima, that it was impossible to get passage on an American ship going to New York. Sometimes Prescott thought it must all be for the best. After all, what place was there for him in the States now? With all the propaganda against totalitarianism, against foreign idealogies, against anything that suggested new ideas in government? Still, he wanted to go back. Probably Diana would never speak to him again. Probably he wouldn't even be able to get a job, with that fiasco in Bolivia hanging over his head. Still, he would go.

"Everything's booked up on the Grace Line until next spring," he told Tommy Andrews when the latter dropped in at the Hotel Bolivar one morning. "It looks as though something might be brewing in Japan and everyone wants to get out of here as fast as possible."

"You could fly," said Tommy. "There's a plane three times every week and you could be in little old New York in forty-eight hours."

"Fly? And use what for money?"

"The Chilean Line has a few boats — small but comfortable."

"No use. I've tried everything. Passengers aren't wanted when every ship is loaded down with war material. Copper, nitrate, iron and what not from the mines down here. But I tell you, Tommy, I'm going back if I have to hitch hike."

"Sure, I understand. How about a drink down in the bar, just for luck?"

"O. K. And then let's get out of this hotel and take a walk. I'm sick of the sight of the place."

But even when they had walked about Lima for two hours, and Tommy had gone back to his office to write a story, Prescott was still on edge. He knew everything of interest in the whole historic town. The museums, the palaces, the churches even—he had visited them all. He knew every curiosity shop in the place, with their displays of alpaca and vicuna rugs, the glittering silver so marvelously worked that it never failed to tempt the tourist. He smiled wryly as he fingered an object in his pocket. Diana would be so likely to let by-gones be by-gones merely because of an antique silver bracelet. Still, it was a pretty trinket and he wanted to give it to her.

He walked up to the Plaza de Armas, around the palace of the President, and then started moodily back to the Bolivar down a side street. It was almost noon and shops and churches were closing for the three hour siesta. Although it was mid-November, and almost summer time in Lima, there was very little sun. He found it hard to remember to reserve theseasons below the Equator. Back home it would be nearly Thanksgiving Day and snow would have fallen in some parts of the country.

"Diana must be frantic over Michael," he thought. And then suddenly his heart skipped a beat. He had come upon the church of Santo Domingo, with its tower, damaged from the earthquake of 1940, encased in wooden scaffolding. A workman was clinging precariously to a ledge sixty feet above the street, while a crowd of Indians and mestizos shouted their warnings.

"Poor wretch, he can't hold on much longer," thought Prescott, eyeing the swaying, helpless figure. "Isn't there a fire department here or something?"

The street was crowded with people and with tooting automobiles. Even a trolley, waylaid by the crowd, had stopped beside the church. Friars and Brothers were coming from the convent, their white habits blowing in the wind. Prescott stood watching with the others. The man was going to fall. There was no doubt of it.

"Es mi padre!" (He is my father) wailed a little girl, clutching at Prescott's coat. "El va a morir!" (He is going to die(.

There was no mistaking the child's tearful Spanish. The workman on the damaged tower of Santo Domingo was her father. He was going to die.

"Here you!" cried Prescott to a dark-skinned lay Brother by the curb. "Hold one end of my coat. We might be able to catch him when he falls!"

The crowd understood what the tall Americano was trying to do. He had taken off his overcoat and with young Brother Fernando he would hold it to catch the struggling man when his straining fingers slipped from their hold. The women prayed and the men watched silently. It would not be long.

Nor was it. The body of the workman suddenly slipped from the great height above and whiled through space. His head thrown back until the cords of his neck were strained, Prescott maneuvered beneath him. There was a sudden and terrible crash has he felt his arms almost jerked from their sockets by the crash of the falling body. Gratefully he realized that the young fellow in the white habit had stayed with him, and that between them they had broken the man's fall. Then darkness descended upon him and he knew no more.

It was later in the day that Prescott learned just what had happened. The workman, one Juan Valdez from Callao, had not been killed. He had a wrenched back and a dislocated knee but otherwise his sixty-foot fall had not harmed him. Brother Fernando was in the infirmary of his convent with a broken shoulder. Prescott had fractures of both arms.

"You are a lucky dog!" Tommy Andrews told him. "Why, you might have been killed. Instead of that you turn out to be a national hero! The papers are full of it. I've just got off a yarn of my own for the home town consumption in New York."

Prescott turned gingerly in his bed. "Just luck," he grunted. What would you have done if you'd been in my place?"

"Probably nothing as practical. By the way, this is the best thing Pan-Americanism has been able to accomplish so far, Prescott. Did you realize that? It's going to mean a lot that a North American risked his life for a South American neighbor. The old 'good will stuff' has something definite to go on for a change."

"I wasn't thinking of preserving democracy when I tried to help that poor devil. Don't you dare put that in your stories, Tommy. I'd never forgive you if you did."

"I was afraid you'd say that. But it was a swell thing to do, anyway. Only a good, red-blooded fellow would have had the nerve and the brain to think so quickly. Congratulations, old man. We'll have to celebrate when you get out of here."

"With two broken arms, when is that going to be?"

Tommy laughed. "You can walk now but I bet it's six weeks before you get out of that plaster of paris!"

It was a short while before his arms were finally free from their bandages that Prescott went again to Santo Domingo. Fiercely he denied any interest in churches, or what they stood for, but it was only the decent thing to inquire about his partner in glory, the small, dark-skinned lay Brother who had held the other end of his overcoat and saved Juan Valdez from sudden death.

He had some difficulty in finding the door to the friar's convent and entered the church instead. He noted, with a slight grimace, the richly robed statues and the flickering candles at the shrines. How could intelligent men and women prostrate before these wax idols? Was there anything meritorious in such childish faith? He summoned up his scanty store of Spanish phrases to ask a small boy where he could find a friar, no, better, where he could find the Brother who was sick in bed with a broken shoulder.

"Venga conmigo", (come with me) said the boy, his black eyes staring at the bandages about Prescott's arms.

The two proceeded up a side aisle, past additional shrines and altars, to a side door that opened into the convent cloister. The small boy went ahead and beckoned to Prescott to enter the ancient quadrangle, with its blue and yellow tiling and its carved wooden balconies overlooking the garden. But Prescott was suddenly and strangely fascinated by a statue, one of three that stood high up on the altar near the door. It was a statue of a Negro, in the black and white habit of the Dominican Order; to its left was a woman's figure, also garbed in black and white, with a wreath of roses on her head; still farther to the left was a third image, this one of a man in the same religious habit. The child, noting Prescott's interest, stopped.

"El fray Martin de Porres, la Santa Rosa de Lima, y el fray Juan Masias" (Brother Martin de Porres, Saint Rose of Lima, and Brother Juan Messias), he explained, adding that in the golden caskets at the feet of the statues rested the mortal remains of the three great Dominicans of Peru. But Prescott hardly listened. He was looking at the first statue, the one of the Negro. There was something uncanny about it, but he

could have sworn that this was the man who had helped him save Juan Valdez. There was the same expression on the face the same tilt of the head, the same bronze tone in the skin.

"Qué es?" (Who is this?) he asked, pointing again.

"El fray Martin de Porres (Brother Martin de Porres the boy answered. "Un negro muy santo. Vivió aqui en el convento de Santo Domingo." (A very holy Negro. He lived here in the convent of Saint Dominic.)

Brother Martin de Porres! Prescott shook his head, and stepped into the cloister. Apparently he had been a holy Negro who had become a religious in this very convent of friars. Yet how strange that Brother Fernando should look so very much like this statue. It might be interesting to find out how long ago Brother Martin had lived, and whether Brother Fernando were related to him or not.

Prescott looked about the ancient cloister in which he now found himself. The boy had gone ahead to find a friar. It would only be a momentito, he had assured Prescott, and then he could see Brother Fernando,

A momentito! Prescott laughed and sat down on a stool that was near the entrance to the church. This expression of the South Americans always amused him, for "a little moment" could sometimes be a very long time. But perhaps it was just as well, he thought. What would he ever say to Brother Fernando? What was this strange whim that had brought him into the cloistered precincts of a Peruvian monastery? And just what business did an agnostic have talking to a religious?

CHAPTER XII

PRESCOTT had a short interview with Brother Fernando in the infirmary, and came away feeling better. The young Peruvian who had helped him save Juan Valdez from death was doing very nicely. His broken shoulder was on the mend and he would be able to be about in a few days.

"Well, that's that," Prescott told himself. "Now that I've seen my brother in heroism, I suppose there's nothing else to do but go back to the hotel. Or I could look up Tommy Andrews."

He took a last glance at the Church of Santo Domingo, pondering on the similarity in appearance between Brother Fernando and the statue of the Negro who was known as Fray Martin de Porres. It was strange how closely they resembled each other. Yet Fray Martin had been dead three hundred years. His relics were in the golden casket on the altar. Simple souls were lighting candles at the shrine even now, and mumbling prayers. With a shrug of his shoulders, Prescott turned away and started for the door. What he needed was some good whiskey, not religion.

WHEN he reached the Hotel Bolivar, he found Tommy Andrews waiting for him, controlling his impatience with difficulty.

"Where have you been, in heaven's name, Prescott? I've been waiting a whole hour!"

"What's up?"

"What's up? Nothing more than that you're leaving for Miami at six o'clock. The Government has put a special plane at your disposal. After that story I wrote about you, and a few cautious remarks on finances, together with Michael's kidnaping . . ."

"Tommy! Are you crazy?"

"Maybe. Anyway, if you want to get home to Diana, here's your chance. And thanks a lot for your appreciation."

Prescott looked at his companion in silence. Was it really possible? Good old Tommy! He was a friend in need.

"Gee, old man. I haven't any words, you know that. How in the world did you ever pull it off? Why, I hadn't the least idea . . ."

Tommy laughed. It did him good to see Prescott at a loss for once. And he would never say that his own money had been ready for Prescott's passage in case the Government had not been willing to accept his idea. Things had worked out very well, and there wasn't time for sentiment.

"Don't bother asking questions now. You're supposed to be at the airport in Limatambo a half hour before plane time. There's to be a delegation of some sort out there to give you a send-off. I've a boy packing your things now. You wouldn't be much good with those arms, you know. And while I think of it, Dr. Alvarez will be around in a few minutes to give you a last minute check-up. After that, I'm supposed to get you to the Palace. The President wants to tender you his best wishes. And we're to drop in at the American Embassy. If you want to, that is."

"What is this, Tommy? I should think the affair in Bolivia would have sealed my doom at the Embassy."

"It should have. But you're a Pan-American hero these days, don't forget, after saving that poor fellow over at Santo Domingo. Do you want to go and see the Ambassador?"

Prescott hesitated. Things were moving at such a swift pace that they seemed hardly credible. An hour before he had been desperate and lonely. Now he was going home in glory.

"We'll go," he said. "By the way, how long is it going to take to get to Miami?"

"About forty hours. You'll make a stop somewhere in Venezuela tomorrow morning. After that, Miami. Then it's up to yourself. Maybe you'll think of Los Angeles, Prescott?"

"The man's lean face flushed. "If that's where Diana is, I'll be going. Michael . . . there's been nothing about him lately, has there, Tommy? No clues or anything?"

Tommy shook his head. "There's been nothing new since the first ransom note. It doesn't

look too good for the kid, Prescott, but I guess you know that."

"I know it," said Prescott.

MICHAEL had dutifully counted the days since he and Pablo had fallen into the hands of their abductors. When a month had passed, and no harm had befallen them, he gradually ceased to worry. It was not too unpleasant in the remote cabin where he and Pablo had been taken. They had plenty to eat, the younger man named Bill kept them supplied with puzzles, games and cards, and there was even a mongrel puppy for company.

"Why don't you stop worrying?" Michael asked Pablo. "We won't stay here forever, you know. Someone's bound to find us sooner or later."

But the Mexican boy refused to be comforted. "They are bad men, Michael. Unless they get the money they want, they will kill us. Madre de Dios, what is to become of us?"

Michael did not answer. He realized that Bill and the older man, whom they knew only as Mr. Simpson, were in the room next door, and that the wall was only a thin partition. He merely smiled at Pablo and began to play with the dog. When the door suddenly opened, both boys were quiet. It was the younger man, Bill, who was the visitor. He was a sallow-faced individual, in his early thirties, with pale-blue eyes that were set too close.

"You kids can go out for air now," he announced. "But just like always, don't try to get away from me. And take your jackets. It's getting cold out and you're enough of a nuisance without getting sick."

Michael and Pablo clambered to their feet and took the man-sized lumber jackets that hung beside their beds. When they had first come to this unknown cabin in the hills, it had been early autumn. Now it was getting close to December and Bill and Mr. Simpson had been forced to amplify the boys' thin clothing with garments from their own wardrobe.

"Can we go in the woods, Bill?" Michael asked presently.

"Where else can you go, kid? I've told you to stay under cover. Now the two of you walk ahead of me, holding hands, nice and quiet, and don't try any funny stuff. I can tell you if I had my way, you'd stay in the house all the time. But Mr. Simpson, he's a kind-hearted fellow. He wants you to get some exercise. So step on it. Up to the brook and back."

Pablo's black eyes were baleful, but he took Michael's hand in his and the two boys walked slowly from the cabin into the thick underbrush. They had come by this route so many times in the past six weeks that they had already worn a path through the dense tangle. Often Michael had wondered what lay beyond the brook, but never had Bill allowed them to walk farther. These daily excursions into the fresh air seemed to have an unpleasant effect on their companion. He was always morose and taut, fingering the gun in his hand with a nervous finger. Many times Michael had looked at that gun and thought on ways of knocking it from Bill's hand and making a rapid getaway into the underbrush. But these thoughts seemed to have been mysteriously translated to the man's mind. At such times his pale blue eyes had lit up with a strange hard gleam and had smiled knowingly.

"You haven't got a chance, youngster. I've plunged plenty of fellows in my day, and maybe you don't think I wouldn't do the same to a smart little kid who tried to put something over on me. Just you try running off on me and see what happens!"

THE air was cold. Michael and Pablo pushed steadily through the scrub trees, a yard ahead of their captor. A frightened rabbit scurried for shelter at their approach but the boys paid little heed. The same thing had happened yesterday, and the day before, and on almost every one of their fresh-air excursions. No wonder the wild rabbits were frightened, for Bill and Mr. Simpson seemed to have picked a site for their cabin that was quite off the beaten path. Where it was, even Pablo did not know. Fifty, perhaps a hundred miles, from San Jacinto, certainly far enough away from civilization to be safe from discovery.

"All right," said Bill suddenly. "This'll be far enough for today. Turn around now and head for home."

"But you said we could go to the brook?" cried Michael, disappointment written all over his face. "We always go that far, Bill. Why can't we go there today?"

"You heard what I said, kid. Turn around and head for home. This darn scenery gets on my nerves."

The boys turned obediently, their hands still joined, but Michael was burning with indignation. He suddenly wanted to put all his fingers around Bill's throat and squeeze until the hateful pale face was black, until the pale blue eyes were begging for life and a chance to breathe in the good crisp air again.

"I don't see why we can't . . ."

"Shut up, kid. What I say goes."

Michael shrugged his shoulders, but his fingers gripped Pablo's with a new fierceness. The Mexican boy seemed to sense a change in his companion, but he said nothing. There was no sound, save the rattle of dried leaves as they trod through the grass. And then suddenly Pablo uttered a quick cry and stopped. His black eyes were wide and he pressed one hand against his side. Bill grasped they boy's shoulder.

"Hey you, what's the matter? Don't you try any funny stuff on me, you little rat!"

"No, no!" gasped Pablo. "It is that I have a pain, a terrible pain so that I die! Oh, I cannot walk any more, Mr. Bill!"

(To be continued)

What's Wrong With Mixed Marriages

It is an indubitable fact that mixed marriages are exceedingly harmful to the Church and to the souls of the faithful. Official declarations of the Holy See, supported by experience, statistics and common sense have made this manifest. Pope Clement XIII was well aware of this fact when in 1763 he said: — "We consider such marriages to be very harmful to the Church." For this reason the Pontiffs of the Church have repeatedly warned against mixed marriages and have said that the Church "abhors them."

Because of the Church's constant condemnations of mixed marriages, many non-Catholics and some Catholics frequently express the opinion that she is prejudiced and overly severe in this regard. This despite the fact that, as the German Bishops once said in a joint Pastoral letter: "Statistics have revealed that more souls are lost to the Church annually through mixed marriages than are gained in the whole pagan world by the united efforts of the missionaries." Regarding the offspring of mixed marriages, the Bishops added: "We learn from accurate observations, that usually the third generation is entirely Protestant."

It is, of course, principally because of the danger to the faith of her children that the Church condemns mixed marriages, but that she is also correct in saying that such unions are, as a rule, not happy marriages is also attested by experience.

The prefect of religion at the University of Notre Dame recently completed a "Religious Survey" in which the question, "What is Your Attitude towards mixed marriages?", was asked. Of 926 members of the alumni of the University who replied to the question, 75 per cent were opposed; 17 per cent thought that under "favorable" circumstances mixed marriages might succed. Only six percent expressed no objection to them. The following remarks made for the most part by the former students of the University who are children of mixed marriages or who contracted marriage with a non-Catholic girl, coincide with those of the Church and in themselves issue a warning to those who contemplate marriage with a non Catholic.

EXPERIENCE SUMMARIZED

My reasons for co-operating so whole-heartedly with the manager in engaging Roman Catholic workers were as follows:

"I find that Roman Catholic girls are more scrupulous in their attention to duty than girls of other religions.

"I attribute the reason behind this to the regular and pious training of their faith. And the oddly-phrased saying about the early bird catching the worm takes on a new significance for me when I think of these girls, mostly all up betimes before the factory opens, and attending at chapel. I suppose, for morning prayers, Mass, or confession.

—Noted English Employer, (Protestant).

STEWARDSHIP

I bought gasoline; I went to the show;
I bought some new tubes for my new radio;
I bought candy and peanuts, nut bars and ice-cream.
While my salary lasted life sure was a cream.

It takes careful spending to make money go round;
One's methods of finance must always be sound.
With habits quite costly, it's real hard to save;
My wife spent ten "bucks" on a permanent wave.

The Church came round begging. It sure made me sore!
If they'd let me alone, I'd give a lot more.
They have plenty of nerve! They forget all the past!
I gave them a quarter the year before last.

It is estimated that there are about 5,000,000 blind people in the world.

Over 150,000,000 gallons of ice-cream are produced in the U.S. every year.

The average man consumes 93 pounds of sugar annually. A hundred years ago it was only five pounds.

SAMPLE BILL

An artist was employed to renovate some Oil Paintings in an old Church, and when he sent his bill for $31.99 was told that an itemized bill was required, whereupon the following was duly presented:

For correcting the ten commandments	$ 5.12
For renewing heaven and adjusting the stars	7.12
For touching up purgatory and restoring lost souls	3.06
For brightening up the flames of hell, putting a new tail on the devil and doing odd jobs for the damned	7.14
For putting a new stone in David's sling and arranging Goliath's head	6.13
For mending the shirt on the Prodigal Son	3.39
Total	$31.99

? THE QUESTION BOX ?

If small sins be forgiven outside the Sacrament of Penance, why should they be confessed at all?

It is not always that we confess our sins for the sole purpose of receiving absolution for them. Confession is a sacrament that restores the Life of God in our soul if it is not lost, or increases this Divine Life if it is not lost. Furthermore, Confession strengthens us against those special temptations that led us into sin in the past. It gives new courage for the future. In addition to this, Confession of even small sins is helpful for humility; it enables the priest to give us advice that otherwise we might not obtain.

Does the Church forbid marriage with a divorced person under all circumstances?

In the eyes of God there is no such thing as divorce. Once married, always married, until death do us part, as the Scriptures and the ceremonial put it. Neither can the Church then admit divorce. The church does not forbid marriage with a divorced person if the other party in the case is dead. But if the divorced husband or wife is still living, his wife or her husband can not marry again. Divorced persons are really just as much married as if they had not been divorced; they are incapable of another marriage until one of them dies.

A friend asked me why we say prayers before and after meals. Please explain.

"Whether you eat or drink or whatsoever else you do, do all to the glory of God," St. Paul writes in this manner to the Corinthians (I Cor. 10, 31). We can trace this custom of saying prayers before and after meals all the way back to the Apostles. . That this custom was common practise among the first Christians is evident from the writers of the early Church. Back in the third century Clement of Alexandria wrote that "before taking nourishment, it is fitting to praise the Creator of all things" and "it is proper to sing His praises when we take as food the things created by Him." In that same century Tertullian witnesses to the practise of the Christians. "We do not dine until we have prayed to God," he writes. "In like manner prayer ends the feast. " The example set by our forefathers in the Faith back in the very time of Christ is what we are following when we say prayers before and after meals. A practice so long established in men's hearts has long since become part and parcel of our Catholic life.

In an argument one maintains that all men will go to heaven, will they?

Those who live without God in this life cannot expect to live with God in life eternal. Our Lord himself has told us, "Not every man that saith to Me, Lord, Lord, shall enter into the Kingdom of Heaven; but he that doth the Will of My Father who is in Heaven, he shall enter into the Kingdom of Heaven" (Matt. 7, 21). The teaching of the great St. Augustine on this point was: "Though God has brought us into this world without consulting us about it, he will not save us without our co-operation." Our co-operation is absolutely necessary. "He who doth the Will of My Father, he shall enter into the Kingdom of Heaven." A good life, freedom from sin, the state of Santifying Grace, wholehearted obedience to Christ and to the Church that he established in this world: These are the keys that unlock the portals of Paradise and these are the glories of life that fit us for the abode of the Blessed in Heaven.

How do we recieve divine grace?

We receive Divine Grace, at the very outset in the Sacrament of Baptism. Sacred Scripture bears this out. "According to his mercy," says St.. Paul, "He saved us by the laver of regeneration and renovation of the Holy Ghost that, being justified by His Grace, we may be heirs of Life everlasting" (Titus 3, 5). "Unless a man be born again of water and the Holy Ghost, he cannot enter into the Kingdom of God" said Our Lord in St. John's Gospel 3,5. By being born according to the laws of nature man begins his natural life in this world; by the spiritual birth of Baptism he begins his supernatural life in the Church. By natural birth, he is of the race of Adam; by this spiritual birth, he is born of the race of Christ and made a Christian. All the rest of the Sacraments either increase Sanctifying Grace in the soul or restore it if lost by mortal sin. Prayer, good work, and the holy Sacrifice of the Mass are so many means to preserve and increase this Life of God in the soul of man,

If God created all things, did He also create evil??

No; God did not create evil. Evil is not a thing that exists of itself; it is simply a flaw in something otherwise good. In fact, evil can not exist at all unless it is in something that is in itself good. You cannot have a headache without a head. When you have a thumping pain, your head is not much account; but apart from its aching condition, the head is essentially something good. This is true even of the devil. God created him perfectely good, it was by the defect of his own disobedience that he became evil.

What is meant by capital sins?

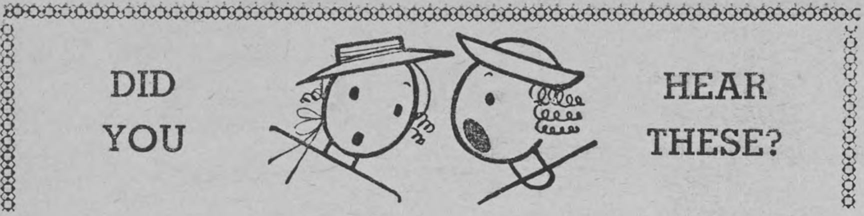
Certain sins are called capital because they are like fountains or springs, from which all other sins flow forth. These vices are seven in number: pride, covetousness, lust, anger, gluttony, envy, and sloth. Though these seven sins are not necessarily the worst of all vices, they are nevertheless the sources of numberless faults. They can be checked and kept under foot only by the practise of the seven opposite virtues: humility, generosity, chastity, kindness temperance, brotherly love, and diligence. These seven virtues then, form the very foundation of a perfect Christian life.

There are several Greek Churches in our city. May I hear Mass in such Churches?

You may do so only in a Uniate Greek Church. All the so-called Greek Orthodox Churches are schismatical, and therefore, not a part of the Catholic Church. They do not acknowledge the Holy Father as their head, and are thus in a state of protest against the authority of Christ. There are about sixteen different kinds of Orthodox Churches, each independent of the other. There is no more a united Orthodox Church than there is a united Protestant church. Hence you must first ask what kind of a Greek church it is before you may attend Mass there.

Is the planet of Mars inhabited? If it is wouldn't some of our religious beliefs have to be changed?

Dear Bud, always distinqulsh between possibility and probability.. Such a thing is possible. Some Catholic thinkers believe it to be probable; but there is no convicting evidence of the fact. The Church never denied that life exists on other spheres. If people really live on other planets this would not affect the Christian religion in the least.



"What's the piece of string tied 'round your finger for Bill?"

"That's a knot. Forget-me-not is a flower. With flour you make bread, and with bread you have cheese. This is to remind me to buy some pickled onion."

A rather deaf woman found herself sitting beside a well-known surgeon at a social dinner. He was not a talkative man, and try as she might, the old lady could not think of any conversation. At last she had an idea.

"Should I call you Dr. Dobbs or Mr. Dobbs?" she asked, with a charming smile.

"Call me anything you like," said the doctor, and added, genially, "Some of my friends call me an old fool!"

"Oh!" she rejoined, not hearing correctly, but anxious to be pleasant, "those are the people who know you intimately of course."

He: See that man over there? He's a bombastic mutt, a windjammer nonenity, a false alarm, a hot air shrimp, a—"

Woman: Would you mind writing that down for me?"

He: Why?

Woman: He's my husband and I want to use it on him sometime.

"Is that you, darling? M-may I bring three friends home to supper?"

"Why, certainly, dear."

"I say, did you hear what I said?"

"Of course, dear; you asked if you could bring home three friends!"

"This letter won't go for three cents," exclaimed the postmaster. "It's too heavy. You'll have to put another stamp on it."

"Wwan," grinned Pat. "It's kidding me ye are. Another stamp would make it heavier.

The man had an important engagement to keep and consequently was greatly annoyed by the slow movements of the barber who was shaving him.

"Keep the brush still," he said at last in exasperation. "I'll waggle my head!"

"Well, Johnny," said the lad's uncle, "are you in the football team at school?"

"Yes, uncle," replied the boy. "I've got a good position. I do all the aerial work."

His uncle looked rather puzzled.

"Aerial work," he echoed. "What's that?"

"I blow up the footballs," was the reply.

Judge: "Where's your twelfth juryman?"

Foreman of the Jury: "I've sacked him, yer Honour, it's no use me being foreman if I can't sack somebody!"

A motorist was giving a woman lessons in driving.

"The hand lever," he said, "brakes the rear wheels only, and the foot pedal brakes all four. Is that clear?"

"M'—yes," replied the woman doubtfully, "but I'd rather not have any of them broken."

Pat—I hear your brother-in-law is very bad.

Patrita—Oh, he's good for another year yet.

Pat—As long as that?

Patrita—Yes, he's had four different doctors and each one of them gave him three months to live.

An enterprising young florist, in order to increase his trade, displayed this sign in his window:

"We give a packet of flower seed with every plant."

His competitor across the street promptly sought to meet the competition by placing in his window the following announcement:

"We give the earth with every plant."

"Mamma, are all vessels called she?"

"Yes, my dear."

"Then how are all national ships called men-of-war?"

"Jane, put that child to bed."

Support Our Advertisers



